

FORUM CLASSICUM

2023

ZEITSCHRIFT FÜR DIE FÄCHER LATEIN UND
GRIECHISCH AN SCHULEN UND UNIVERSITÄTEN

M. v. Albrecht /
M. Lobe

P. Kuhlmann

C. Diez

A. Friedrich /
A. Tornow

Caesar in Luco Massiliensi
Cäsar im Hain von Massilia

Skeptizismus und Religion: Cicero als Mediator
in seinen religionsphilosophischen Dialogen

Echte Philosophie? Neue Perspektiven auf die
Cicero-Lektüre in der Oberstufe

Mythoskop. Ein interaktives, navigierbares
Webportal und seine Entstehung

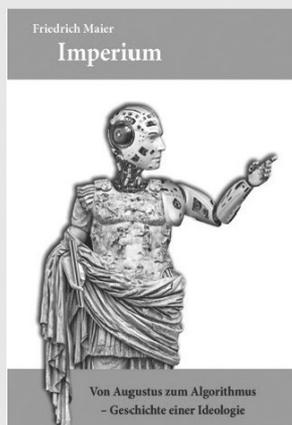


2018



240 Seiten – 10,- €
978-3-938952-33-7]

2019



224 Seiten – 10,- €
[978-3-938952-36-8]

2022



232 Seiten – 10,- €
[978-3-938952-45-0]

2022



80 Seiten – 7,- €
978-3-938952-43-6]

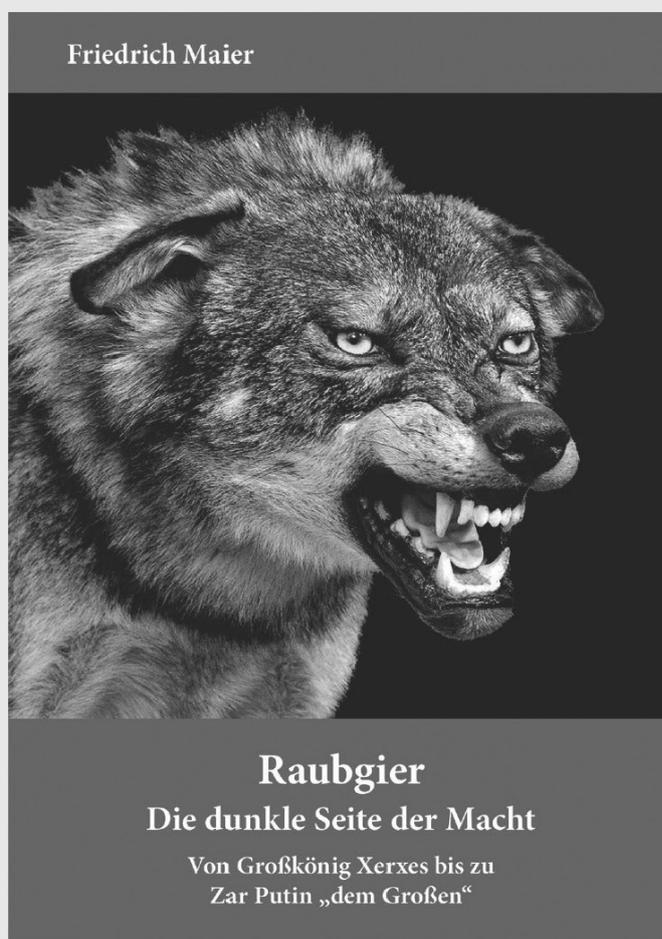
Prof. Friedrich Maier zu den Hintergründen des Ukraine-Krieges

Raubgier • Die dunkle Seite der Macht

– Von Großkönig Xerxes
bis zu Zar Putin „dem Großen“

Das welterschütternde Ereignis des akuten Krieges wird aus dem Verlauf der europäisch-westlichen Geschichte von ihren Anfängen her betrachtet. Die größten Herrschergestalten werden so vorgeführt, dass die dunkle Seite ihrer Macht zum Vorschein kommt und sich Vergleiche aufdrängen – im Hinblick auf ihre Ambitionen, Ideologie, Moral, religiöse Kaschierung und Kriegsführung.

So lassen sich übergreifende Muster und immer wiederkehrende Gesetzmäßigkeiten feststellen, die die aktuellen Geschehnisse verständlicher machen und womöglich Folgerungen zulassen. Für Gegenwart und Zukunft.



192 S. [ISBN: 978-3-938952-47-4] • 10,- €

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,
der Krieg findet nun schon seit über einem Jahr in ganz unmittelbarer Nähe zu Deutschland statt und bestimmt täglich unsere emotionale Lage. Dies lässt uns viel leichter nachvollziehen, wie das römische Lesepublikum die oft sehr düsteren Schlachtenszenarien in den Dichtungen des ersten nachchristlichen Jahrhunderts empfunden haben mag. In die Sphäre des konfliktgeschwängerten Epos hat sich Michael von Albrecht vorgewagt, und er ist dabei nicht vor dem poetischen Experiment zurückgeschreckt, den erzählerischen Stoff in die dramatische Form zu überführen. Es sei vorweggesagt, dass ihm hiermit die meisterhafte Leistung gelungen ist, uns eine sehr ergreifende Lektüre im Kielwasser des Lucan vorzulegen. Damit sich dieses Werk den Lesenden besser erschließt, wird es begleitet von einer stilsicheren Übersetzung durch Michael Lobe.

Auf eine Lehrerfortbildung in München im vergangenen September gehen zwei Beiträge zurück, die schon beim Vortrag als eine bestens geglückte Paarung empfunden wurden und eine sehr fruchtbare Diskussion angeregt haben. Auf vorbildhafte Weise vereinen die Autoren Peter Kuhlmann und Christopher Diez ihre tiefen fachwissenschaftlichen Kenntnisse auf dem neuesten Stand der Forschung mit den pragmatischen Anforderungen einer fachdidaktischen Umsetzung vor dem Hintergrund aktueller schulischer Vorgaben – und dies alles geschrieben mit flüssiger und leichtlaufender Feder.

Ein spannendes Projekt, das uns ein digitales Werkzeug zur Erschließung der antiken Wissensschätze und ihrer Rezeption an die Hand gibt, stellen Anne Friedrich und Anke Tornow mit der Website mythoskop.de vor. Ein Besuch der ohne Zweifel höchst hilfreichen Seite versetzt die Nutzerinnen und Nutzer unversehens

Michael von Albrecht / Michael Lobe	Caesar in luco Massiliensi. Tragicomoedia Michaeli Lobe amico dedicata / Cäsar im Hain von Massilia. Übersetzung Michael Lobe	4
Peter Kuhlmann	Skeptizismus und Religion: Cicero als Mediator in seinen religionsphilosophischen Dialogen	19
Christopher Diez	Echte Philosophie? Neue Perspektiven auf die Cicero-Lektüre in der Oberstufe	28
Anne Friedrich / Anke Tornow	Mythoskop. Ein interaktives, navigierbares Webportal und seine Entstehung	41
	Varia	49
	Zeitschriftenschau	62
	Besprechungen	73
	Impressum	94

in großes Staunen und lässt sie in gespannter Vorfreude die noch vorgesehenen Erweiterungen, etwa um Quellentexte wie Ovids Metamorphosen, erwarten.

Wie in allen Heften des Forum Classicum lassen sich auch dieses Mal wieder zahlreiche Schätze unter der Rubrik Varia, bei den Zeitschriftenschauen und in den Rezensionen finden. Friedrich Maier und Rudolf Hennebühl beziehen Stellung zu Wilfried Strohs Aufsatz in FC 2022/04. Auch auf eine Buchbesprechung möchte ich gesondert hinweisen, da sie eine aktuelle Diskussion in ganz grundsätzlicher Weise berührt. Es geht um den Rezensionssatz von Katharina Wesselmann zu Jonas

Grethleins jüngst erschienenem Buch über das Thema „Antike und Identität“. Im Sinne des ciceronischen Skeptizismus mit seiner Methode des *in utramque partem disputare* soll auch das Forum Classicum ein Organ bilden, in dem unterschiedliche Positionen artikuliert werden können, natürlich nur solange diese nicht in unverhältnismäßig scharfer Polemik vorgebracht werden. So ist auch Wesselmanns Stellungnahme zu Grethlein voller Denkanstöße, wengleich nicht ohne Reibungen, und macht deutlich, welche Konsequenzen die Frage nach der Verortung der Altertumswissenschaften in der Gegenwart für uns alle nach sich zieht.

Ihr JOCHEN SCHULTHEISS

Aufsätze

Michael von Albrecht: Caesar in Iuoco Massiliensi

Tragicomoedia Michaeli Lobe amico dedicata

Cäsar im Hain vor Massilia

Übersetzung Michael Lobe

Dramatis personae

Chorus nympharum

Caesar

Senex quidam Gallus

Iulia Caesaris filia

Sibylla nemoris custos

Fortuna Caesaris dea ex machina

Chorus militum

Actus I

Scaena I: Introitus

Chorus nympharum [*metrum dactyliambicum: Dactyli ab altera parte chori, Iambi ab altera parte cantantur*]

Handelnde Figuren:

Chor der Nymphen,

Cäsar,

ein gallischer Greis,

Julia (Cäsars Tochter),

Sibylle (die Hüterin des Hains),

Fortuna Cäsars (als dea ex machina),

Chor der Soldaten.

Akt 1.

Szene 1. Einzug.

Chor der Nymphen (Daktyliambisches Metrum):

Dum saltare licet, Cereris cantemus
 honores:
 Tutela luci, sancta mihi salve Ceres!
 Paene omnes viridi frigent sine tegmine
 colles,
 Pinûsque quae fuere, sunt factae rates.
 5 Hoc nemus antiquum solum per saecula
 multa
 Intactum ab omni labe conservavimus.
 Numinis est ingens reverentia, pallidus
 horror
 Intrare fanum neminem in nostrum sinit.
 In medio quercus Cereri sacrata virescit,
 10 Quae celsa magnum stans nemus
 supereminet.
 Annosum truncum vix nos complectimur
 omnes,
 Cum stamus immenso orbe iungentes
 manus.
 Dum saltare licet, Cereris cantemus
 honores:
 Tutela luci, sancta mihi salve Ceres!

Scaena II

Caesar *vestitu militis gregarii indutus;*
Senex *quidam Gallus*

15 **C:** Loqui Latine scisne?
S: Pauca vocabula
 Relicta. Plura abiere. Scisne Gallice?
C: Nondum. Recens ego hospes.
S: Incola sum vetus.
C: Gaium vocant me. **S:** Tunc Caesar?
C: Lepidus¹ es!
S: Nomen repellit tale Vercingetorix.
 20 **C:** Regale nomen! **S:** Rex ego regno carens:
 Sum pauper, at sum regibus felicior.
C: O te beatum! Caesari non invides.
S: Sed quid volebas, hospes, ex me quaerere?
C: Dumeta sanctum densa circumdant
 nemus.

„Solange im Reigen zu tanzen erlaubt ist, lasst uns Ceres mit Gesang ehren: Sei mir gegrüßt, Ceres, Schutzpatronin des heiligen Haines! Beinahe alle Hügel frieren ohne ihr grünes Nadelkleid. Was einst Pinien waren, ist zu Schiffen verbaut. Nur diesen altehrwürdigen Hain haben wir über viele Jahrhunderte unberührt von jeglichem Holzschlag bewahrt. Gewaltige Ehrfurcht herrscht vor der Gottheit, bleichmachender Schauer lässt niemanden unser Heiligtum betreten. In der Mitte grünt eine Eiche, der Ceres geweiht, in ihrem erhabenem Wuchs den großen Hain überragend. Den Stamm mit seinen Jahresringen können wir alle zusammen kaum umfassen, selbst wenn wir Hand in Hand im riesigen Kreis um ihn stehen. „Solange im Reigen zu tanzen erlaubt ist, lasst uns Ceres mit Gesang ehren: Sei mir gegrüßt, Ceres, Schutzpatronin des heiligen Haines!“

Szene 2

Cäsar im Gewand eines einfachen Soldaten;
ein alter Gallier.

Cäsar: „Beherrscht du die lateinische Sprache?“
 Der Greis: „Nur wenige Wörter sind (mir) geblieben. Der Großteil ist vergessen. Kannst du gallich?“ Cäsar: „Noch nicht. Ich bin als Gast noch neu hier.“ Der Greis: „Ich bin ein Alteingesessener.“ Cäsar: „Ich heiße Gaius.“ Der Greis: „Bist du Cäsar?“ Cäsar: „Du heißt wohl Cleverle!“ Der Greis: „Vercingetorix weist einen solchen Namen von sich.“ Cäsar: „Ein königlicher Name!“ Der Greis: „Ich bin ein König ohne Königreich: Arm, und doch glücklicher als König.“ Cäsar: „Oh du Glückseliger! Du bist nicht neidisch auf Caesar.“ Der Greis: „Aber was wolltest du mich eigentlich fragen, Fremdling?“ Cäsar: „Dichtes Gestrüpp

- 25 Intrare cupio. **S:** Summum committis
nefas!
C: Oppugnat urbem Caesar: est lignis opus.
S: Polluere lucum numen hunc homines
vetat.
C: Stat calvus omnis collis, hic tantum viret.
S: Hic omnis arbor sancta: noli tangere.
- 30 **C:** Pedemne vivus ullus istuc intulit?
S: Paucissimi ausi, nullus inde umquam
redux.
C: Si numen exstat, et sacerdote est opus,
Cui silva non ignota, non impervia.
S: Vivit vetus Sibylla, quam populi timent:
- 35 Sua cuique pandit facta, fati provida est.
C: Terret Sibylla nulla, nullus me deus,
Fortuna me mea servat habitans pectora.
S: Te Caesarem esse iam diu perspexeram.
Sed ecce vesper: occidit Solis iubar.
- 40 Veniet Sibylla mane. Monstrabit viam,
Si dignus eris, in lucum – in orcum, si minus.

Actus II: Somnium

Chori nympharum canticum amoebaeum

[*anapaesti*]

[*Pars chori:*]

Abiit iam Sol, maior solito,
Rubicundo auro mare tinxit,
Faciem ardentem vacui colles

- 45 Tenebris clausam tetigerunt.

[*Pars altera chori:*]

Vae: cor nostrum trepidabat adhuc
Inter spes atque timores.
Virne audebit temerare nemus,
Robur violare securi?

[*Omnes:*]

- 50 Silet urbs et ager, tacet omne nemus,

umgibt den heiligen Hain. Ich will ihn betreten.“
Der Greis: „Höchsten Frevel begehst du!“ Cäsar:
„Cäsar belagert eine Stadt: Da braucht er Holz.“
Der Greis: „Die Gottheit verbietet Menschen,
diesen Hain zu entehren.“ Cäsar: „Alle Hügel
sind kahl, nur dieser steht noch unberührt.“ Der
Greis: „Hier ist jeder Baum ein Heiligtum: Rühre
nicht daran!“ Cäsar: „Hat irgendein Lebender
schon seinen Fuß hineingesetzt?“ Der Greis:
„Nur die wenigsten wagten es, keiner kam jemals
von da zurück.“ Cäsar: „Wenn da eine Gott-
heit wohnt, dann muss es auch einen Priester
geben: Ihm ist der Wald nicht unbekannt, nicht
unzugänglich.“ Der Greis: „Es lebt eine betagte
Seherin, die alle Leute fürchten. Jedem tut sie
seine Taten kund, sieht sein Geschick vorher.“
Cäsar: „Mich schreckt weder Seherin noch Gott.
Fortuna, die in meiner Brust wohnt, beschützt
mich.“ Der Greis: „Dass du Cäsar bist, hatte ich
lange schon erkannt. Aber sieh, der Abend naht:
Der Sonne Strahlenkranz geht unter. Am Morgen
wird die Seherin kommen. Sie wird dir den Weg
weisen: Bist du würdig, in den Hain; bist du’s
nicht, in die Hölle.“

Akt 2. Traum.

Der Nymphenchor.

Erster Halbchor: „Schon ist die Sonne versun-
ken, größer als sonst hat sie mit ihrem rotfun-
kelnden Gold das Meer gefärbt, ihr glühendes
Antlitz haben die entwaldeten Hügel mit
Dunkel umschlossen.“

Zweiter Halbchor: „Oh weh! Unser Herz bebte
bis jetzt zwischen Furcht und Hoffnung. Wird
der Mann es wagen, den Hain zu beflecken, das
Eichenholz mit der Axt zu schänden?“

Alle: „Es schweigen Stadt und Flur, es schweigt
der ganze Hain, und ohne Laut ruht rings das
All. Schlaf, Cäsar! Lass dir am Morgen bessere
Pläne einfallen!“

Sine voce polus requiescit.
Dormi, Caesar! Tu consiliis
Melioribus utere mane!

**Caesar dormit. Apparet imago Iuliae filiae
Caesaris mortuae**

- I:** Dormisne, Caesar? Filiae oblitus es?
55 **C:** Quis me vocavit? Vocis est notus color.
I: Audisne verba Iuliae, genitor, tuae?
C: Oculisne cerno filiam carissimam?
I: Narrare laetas saepe tu victorias
Solitus pilaque, care, mecum ludere,
60 Iocosa blaterans multa de Germania,
Puella nulla, nulla anus quae crederet.
Quanti cachinni, quot fuerunt gaudia!
C: Cur tam diu alter alteram non vidimus?
I: Pompei fit uxor, ut iubebas, Iulia.
65 **C:** Amicus ille fuerat, at nunc hostis est.
I: Patris et mariti me necat discordia.
Cadunt amici Caesaris : meus est dolor;
Pompei perit sodalis: est vulnus meum.
Totius orbis una cruciatûs fero.
70 **C:** Miseret tui me! Paenitet facti patrem.
Mihi dic, quid optes! Vota rata fient tua.
I: Iurasne? **C:** Iuro, cara, per vitam meam.
I: Dilecte muris parce Massiliae pater,
Verere sanctitatem nemoris ultimi.
75 Parare bella desinas civilia.
C: Nimium rogas. Quidni aliud optas, filia?
I: Genibus procumbens prona te, pater,
obsecro.
Laniatus orbis ore te exoret meo,
Ipsamque Romam vocibus credas meis
80 Rogare: crimen tolle fraternae necis,
Premit nepotes Romuli quae denuo.
C: Pacem volo, parare bellum debeo.
I: Sanguis profusus usque gignit sanguinem.
Tu cuncta vinces, si coles clementiam.
85 **C:** Sapienter haec colenda post victoriam.
I: Benefacta non sunt differenda:

*Cäsar schläft. Es erscheint der Geist von Cäsars
verstorbenen Tochter Julia.*

Julia: „Schläfst du, Cäsar? Denkst du noch an deine Tochter?“ Cäsar: „Wer hat mich gerufen? Der Klang der Stimme ist mir wohlbekannt.“ Julia: „Hörst, Vater, du die Worte deiner Julia? Oft pflegtest du mir von frohen Siegen zu erzählen, lieber Vater, und Ball mit mir zu spielen, dazu viel Lustiges über Germanien zu plappern, was kein Mädchen und kein altes Weib glauben könnte. Wie herzlich war unser Lachen, wie viele frohe Stunden gab es!“ Cäsar: „Warum haben wir einander so lange nicht gesehen?“ Julia: „Julia wird auf dein Geheiß zur Gattin des Pompeius.“ Cäsar: „Er war ein Freund, doch nun ist er ein Feind!“ Julia: „Die Zwietracht zwischen Ehemann und Vater ist mein Tod. Fallen des Vaters Freunde – ist's Schmerz für mich. Stirbt ein Gefährte des Pompeius, bin ich selbst verwundet. Ich allein trage die Qualen des gesamten Erdkreises.“ Cäsar: „Du tust mir zutiefst leid. Dein Vater bereut, was er getan. Sag, was du dir wünschst. Dein Wunsch wird dir sogleich erfüllt.“ Julia: „Schwörst du es?“ Cäsar: „Ich schwöre bei meinem Leben, meine Liebe!“ Julia: „Geliebter Vater, verschone die Mauern Massilias, hab Scheu vor der Heiligkeit des letzten Hains. Hör auf, zum Bürgerkrieg zu rüsten.“ Cäsar: „Allzuviel erbittest Du. Warum wünschst du nicht etwas anderes, Tochter?“ Julia: „Auf Knien fleh ich dich an, mit tief gesenktem Haupt, Vater! Der zerfleischte Erdkreis bittet dich durch meinen Mund, und glaube nur, dass Göttin Roma selbst mit meiner Stimme fleht: Beende das Verbrechen des Brudermords, das von neuem die Romulusenkel bedrückt.“ Cäsar: „Ich will den Frieden ja, doch dafür muss zum Krieg ich rüsten.“ Julia: „Blutvergießen führt in einem Fort zu Blutvergießen. Alles wirst du besiegen, wenn du Milde übst.“ Cäsar: „Milde muss

mors venit.

C: Ego recta te monere video, filia.

I: Qua vincis, illa te iuuet velocitas!

C: Cur subtrahis te? Cur in auras effugis?

90 I: Promissa serva. Tunc tibi amplexus
dabo.

C: Moriar libens, si falsa tibi iuravero.

Actus III

Scaena I

Nympharum chorus [*strophae alcaicae*]

[*Pars prior chori:*]

Pallescit ardor stelligeri poli,

Luces minores alba fugat dies.

Iam mater Aeneae² recedens

95 Sidereum ultima claudit agmen.

[*Pars altera chori:*]

Somno reffectum spes nova Caesarem

Iam nolle nostra excidere robora.

Martisne placati furores

Consilio meliore Pacis?

[*Totus chorus:*]

100 In rege virtus maxima lenitas;

Nil maius illa, nil generosius.

Crudelitas semper minoris

Est animi nota pauperisque.

Scaena II: Caesaris monologus [*sive dilemma*]

respondente Nympharum choro (N)

e loco superiore.

C: Nocturna mentem visa mutarunt meam.

105 Res pulchra, res honesta decreta est mihi.

Laudatur ore filiae clementia

Et summa virtus regis eadem dicitur.

Scribam ad sodales atque amicos ilico:

Clementiâ vincamus. Haec nova lex erit.

110 N: Laetare, Terra! Iamne adest pax
candida?

mit Bedacht nach dem Sieg geübt werden.“ Julia:
„Wohltaten darf man nicht aufschieben: Der Tod
wartet schon.“ Cäsar: „Ich erkenne wohl, dass
du zu Recht mahnst, Tochter.“ Julia: „Möge dir
dabei jene Geschwindigkeit zustatten kommen,
mit der du sonst siegst!“ Cäsar: „Warum entziehst
du dich? Warum löst du dich in Luft auf?“ Julia:
„Halte dein Versprechen. Dann will ich dich
umarmen.“ Cäsar: „Ich will gerne sterben, wenn
ich dir Falsches geschworen habe.“

Akt 3.

Szene I

Chor der Nymphen.

Erster Halbchor: „Es beginnt der Glanz des
gestirnten Firmaments zu verblassen, der helle
Tag verscheucht die klein'ren Lichter. Schon
beschließt die Mutter des Äneas beim Abschied
als letzte den Reigen der Gestirne.“

Zweiter Halbchor: „Neue Hoffnung keimt auf,
dass der vom Schlaf erquickte Caesar doch nicht
unser Kernholz herauschlagen will. Hat der
bessere Rat der Friedensgöttin das Wüten des
Mars beschwichtigt?“

Der gesamte Chor: „Höchste Königstugend ist
die Milde – nichts bedeutender, nichts edler als
jene. Grausamkeit dagegen ist stets Merkmal des
armseligen Kleingeists.“

**Szene 2 Monolog bzw. Zwiespalt Caesars und
Antwort des Nymphenchors** (*von erhöhter
Warte aus*):

Cäsar: „Die Nachtgesichte haben meinen Sinn
verändert. Eine edle, eine ehrenhafte Entschei-
dung habe ich getroffen. Von meiner Tochter
wird lautstark Milde gepriesen und zugleich als
höchste Tugend eines Königs bezeichnet. Drum
will sogleich ich an die Gefährten und Freunde
schreiben: Lasst uns durch Milde siegen! Sie
wird das neue Gebot sein.“ Der Nymphenchor:

C: Unum volenti scrupulum res inicit:
Non grata „regis“ vox Latinis auribus.
Non rex ego, sed imperator. Ius meum est!
Ducemne fas curare inania somnia?

115 Massilia portus Galliae latissimus:
Hispania inde facile capietur mihi.
Neutrius urbs vult esse? Pompeio favet,
Qui me inde vincat consecutus commode.
Qui Caesari haud amicus, hostis Caesari:

120 Massilia depugnanda, vivere si volo.
N [*una nympharum; vocem Iuliae imitans*]:
Meminitne saevus filiae pater immemor?
C: „Promissa sunt servanda“ dixit filia,
Qua nulla patri amata filia sanctius.
Ignarus at promiseram, atque in somnio.

125 N [*ut supra*]: Iurare es ausus per tuam
vitam, parens!

C: Suam ipse vitam filiae vovit pater,
Dum vixit, eadem vota solvet mortuus.

Actus IV

Scaena I

Intrat chorus militum non sine magno armorum sonitu stolidaque quadam dicendi gravitate.

Legio cohortes una denas continet,
Quarum una quaeque quinquies centum
viros;

130 Equites trecentos. Consul omnibus
imperat

Aut praetor aut tribunus. His maior tamen
Est Caesar. Hunc veremur nos vice numinis.
Hoc imperante nil pudet nos aggredi,
Vastare campos, oppida, urbis moenia,

„Freu Dich, Erde! Ist die glänzende Friedenszeit schon da?“ Cäsar: „Aber die Sache flößt mir beim besten Willen doch ein Gran Bedenken ein: Der Name ‚König‘ ist lateinischen Ohren nicht willkommen. Bin ja auch kein König, sondern Imperator. Das ist mein Ding! Ist es Recht, dass der Feldherr sich um eitle Träume schert? Massilia ist der geräumigste Hafen von Gallien: Von hier aus werden wir Spanien ganz leicht erobern. Die Stadt will neutral sein? Und doch bevorzugt sie Pompeius. Er könnte mich von hier aus verfolgen und bequem niederwerfen. Wer kein Freund Cäsars ist, der ist sein Feind: Massilia muss niedergekämpft werden, wenn ich leben will.“ Eine Nymphe, die Julias Stimme nachahmt: „Erinnert sich der grausame Vater, vergisst er seiner Tochter?“ Cäsar: „Versprechen müssen gehalten werden“, sprach die Tochter; nichts liebe ich auf der Welt mehr als sie, nichts ist mir heiliger. Aber ich hatte das Versprechen im Zustand des Unwissens getätigt, noch dazu im Traum.“ Die Nymphe, wie oben: „Du hast es gewagt, bei deinem Leben zu schwören, Vater!“ Cäsar: „Der Tochter weiht der Vater als Lebender sein Leben und wird im Tode ebendies Gelübde ihr erfüllen.“

Akt 4. Szene 1

Es tritt ein der Soldatenchor nicht ohne großes Waffengeklirr und einer Art dummstolzer Bedeutungsschwere im Reden.

Soldatenchor: „Eine gesamte Legion enthält zehn Kohorten. Von ihr wiederum zählt eine jede fünf mal hundert Mann. Füge dreihundert Reiter hinzu. Die Befehlsgewalt hat ein Konsul, ein Prätor oder ein Militärtribun. Aber bedeutender als alle ist dennoch Cäsar. Ihn verehren wir wie eine Gottheit. Wenn er befiehlt, kennen wir keine falsche Zurückhaltung, anzugreifen, Ländereien zu verwüsten, Festungen und Stadtmauern zu

- [*secreto:*] Magnum putabam; homullus iste
est parvulus.
- [*palam:*] Ridere noli milites. Iuste pavent.
- 165 Quicumque violat arbores nemoris, perit.
Namque aut securi feriet ipse genu suum,
Aut numinis graviore vindictâ cadet.
C: Potentia unde est tanta silvae numini?
S: Silvae dea est, Eleusis almam quam colit,
- 170 Patent necis vitaeque cui mysteria.
Homini sine illâ vita nulla esset. Ceres
Dea panis auctor unica est mortalibus.
Potentia alta vobis ut pateat deae,
Audite regis fata amara Erysichthonis.
- 175 Cui more avorum dum colebat caelites,
Fortuna abunde dabat amicos atque opes.
Iamque hospites non cepit tenuis regia.
„Maiore tecto nostra egent convivia“
Rex inquit, „altiores caedendae arbores!“
- 180 Vicina Cereri silva cara fuit deae,
Mâlos ubi inter alta stabat pòpulus,
Prôcêra, validis planta pollens viribus,
Quae tot tabellis compta votivis fuit.
„Hanc caedite!“ inquit rex furens.
Famuli negant,
- 185 Vindicta magnae iure quos terret deae.
Rapta securi ductor heu! ferit arborem –
Chorus militum: Et ipse sese laesit?
S: Opperiamini!
Peiora multo facta! Dea comparuit –
Chorus militum: Occidit illum?
S: Poena divae taetrior
- 190 Inventa: peior morte perpetua est fames.
„Uberime“ dea dixit „usque epulaberis“.

Holz zu schlagen.“ Sibylle: „Du bist jener Cäsar, den der gesamte Erdkreis fürchtet?“ Zu sich: „Ich glaubte, er sei groß, aber er ist ein kleines Männlein.“ Laut: „Verlach die Soldaten nicht. Mit Recht haben sie Angst. Wer auch immer die Bäume des Hains verletzt, der kommt zu Tode. Denn er wird sich mit der Axt ins eigene Bein schlagen, oder einer noch schwereren Rache der Gottheit anheimfallen.“ Cäsar: „Aber woher hat die Gottheit des Waldes eine so große Macht?“ Sibylle: „Die Göttin des Hains ist Ceres, Eleusis verehrt sie als die segenspendende; ihr offenbaren sich die Mysterien des Lebens und des Todes. Der Mensch wäre ohne sie nicht lebensfähig. Ceres ist als Schöpferin des Getreides für die Menschen einzigartig. Damit ihr die hohe Macht der Göttin erkennt, hört vom bitteren Geschick des Königs Erysichthon: Solange er nach Art der Väter die Himmlischen ehrte, gab ihm Fortuna im Übermaß Freunde und Reichtum. Aber das bescheidene Königshaus war zu klein für die Gäste. „Unsere Gastmähler bedürfen eines größeren Palastes“, sagte der König. „Höhere Bäume müssen gefällt werden!“ In der Nachbarschaft stand ein der Ceres teurer Wald, wo zwischen Apfelbäumen eine hohe Pappel stand, hochgewachsen, eine Pflanze voll starker Kräfte, mit vielen Wunschtäfelchen übersät. „Fällt diese!“, sprach der König in seiner Raserei. Die Diener weigern sich, weil sie zu Recht die Rache der großen Göttin schreckt. Ach, da greift der Anführer selbst zum Beil und fällt den Baum – Der Soldatenchor: „Und, verletzte er sich selbst?“ Sibylle: „Wartet's ab! Viel Schlimmeres geschah. Die Göttin erschien – Der Soldatenchor: „Und tötete ihn?“ Sibylle: „Die Göttin fand eine grausamere Strafe. Schlimmer als der Tod ist ständiges Hungergefühl. Die Göttin sprach: „Du wirst ununterbrochen reichlichst schmausen.“

Hinc regis omnes in cibos abiere opes:
Terrae, supellex, casula, tunica ultima.
Dilecta tandem a rege filia vendita est,
195 Suaque ipse membra rex momordit denique.
C: Fames timenda vestra est minime
Caesari.
Exhausta numquam cella erit penuaria
Aegyptus. Haec solamen annonae mihi,
Cleopatra³ amica quam mihi dono dabit.
200 S: Victis puellis gloriari desine.
Tu, Caesar, ipso peior esne Erysichthone?
Coactus ille natam vendiderat suam:
Tu sponte in hostis tradis ac vetuli manūs.

Chorus militum [*parva voce*]:

Rerum Sibylla veritatem perspicit.
205 C: Narrare pueris ficta Callimachum⁴ decet,
Repetita quemquam forte si crambe iuvat.
At Roma aniles fabulas non accipit.
Moriatur exul, ista qui Romae canet.⁵
S: Moriatur, acta qui notabit Caesaris;⁶
210 Vates fugabis, Roma, sapientes⁷ tuos,
Druidasque nostros. Vastitates inferet
Romana terris ista pax quae dicitur.
C: Non ficta, rerum veritatem diligo.
S: In fabulis vetusta vivit veritas.
215 C: Nil esse scimus vatibus mendacius.
S: Vates manebunt, non manebunt
Caesares.
C: Facere aliqua cupio memoriâ quae
digna sint.
S: Quo ligna nostra proderunt, Caesar, tibi?
C: Ad obsidenda moenia urbis perfidae.
220 S: Neutrius urbs est nostra, Caesar,
partium.
C: Aut Caesar aut Pompeius: est
medium nihil.

Von da an schwand der gesamte Reichtum des Königs für Mahlzeiten dahin: Ganze Ländereien, Hausrat und das Haus selbst – und zuletzt das Gewand. Schlussendlich wurde auch die vom König geliebte Tochter verkauft, und schließlich nagte der König selbst seine Gebeine ab.“

Cäsar: „Hunger freilich, mit dem ihr droht, muss Cäsar am wenigsten fürchten. Denn die Kornkammer Ägypten wird niemals erschöpft sein. Trost in Teuerung und Hungersnot ist für mich dieses Land, das mir Freundin Cleopatra zum Geschenk machen wird.“ Sibylle: „Hör auf, dich erobertes Frauen zu rühmen. Bist du, Caesar, nicht sogar schlimmer als Erysichthon? Jener hatte seine Tochter aus Zwang und Not verkauft; du übergibst deine aus freien Stücken in die Hände eines Feindes und alten Mannes.“
Der Soldatenchor kleinlaut: „Die Seherin durchschaut die Wahrheit hinter den Dingen.“ Cäsar: „Für einen Kallimachos mag es sich ziemen, Knaben Märchen zu erzählen – jedenfalls, wenn jemanden aufgewärmter Kohl erfreut. Rom jedoch ist nicht empfänglich für Altweibergeschichten. In der Verbannung wird der sterben, der solches in Rom besingen wird.“ Sibylle: „Und es wird derjenige sterben, der die Taten Caesars rügen wird. Du, Rom, wirst deine Dichter, deine Philosophen verjagen, unsere Druiden. Diese sogenannte Pax Romana wird den Ländern Wüsteneien einbringen.“ Cäsar: „Ich schätze keine Märchen, sondern Fakten.“ Sibylle: „In Mythen lebt Wahrheit aus alter Zeit fort.“ Cäsar: „Wir wissen doch, dass es nichts Verlogeneres gibt als Dichter.“ Sibylle: „Die Dichter werden bleiben, die Cäsaren nicht.“ Cäsar: „Ich will Dinge vollbringen, die der Erinnerung würdig sind.“ Sibylle: „Wozu, Caesar, werden dir dafür unsere Hölzer nützen?“ Cäsar: „Dazu, die Mauern der treulosen Stadt zu belagern.“ Sibylle: „Unsere Stadt gehört zu keiner der beiden Parteien ,

S: Nulli Sibylla cedam. Cedas numini!

C: Parcam Sibyllae. Vi tamen fiet via.

S: Sperno Sibylla Caesaris clementiam,

225 Saevae vindicta certa quem divae manet,

Quam dum vocantem in alta caelorum

sequor,

Postrema vates verba terrigenis cano:

[*Sibyllae cantus propheticus: stropha alcaica*]

Liquere prisci iam superi nemus

Deusque vestro vivere gestiens

230 In corde adest iam iamque pulsat

Ostia, fanaque digna quaerit.

[*Dum canit, evanescit et quasi evolat Sibylla*]

Chorus militum [*parva voce*]:

Abiit. Sed haeret ossibus nostris tremor.

C: Cessit sacerdos. Cedet et nemoris dea.

Unus e choro militum [*parva voce*]:

Te nonne tangit sancta maiestas loci?

235 C: Homines ferire non times, sed

arbores?

Unus e choro militum [*parva voce*]:

Mortalis hostis non timendus, sed deus.

C: Diomedis hasta vulnere affecit deam.⁸

Impune – Homero teste – quod cessit viro,

Et quidnam habemus vate Homero

antiquius?

Unus e choro militum:

240 Nugator ille nonne fuerat Graeculus,

Qui Veneris atque Martis irrisit toros?

Exempla non sequenda damnosissima.

C: Manete, fictas qui timetis numinis

Iras. Sequantur me mei fidissimi.

[*Pars chori cum Caesare abit in nemus; altera pars in scaena manet.*]

Cäsar.“ Cäsar: „Entweder steht sie für Cäsar oder für Pompeius: Etwas dazwischen gibt es nicht.“

Sibylle: „Als Seherin werde ich niemandem weichen! Weiche du vor der Gottheit!“ Cäsar: „Ich

werde die Seherin schonen. Gleichwohl wird der Weg mit Gewalt gebahnt.“ Sibylle: „So wahr ich

Sibylle bin, verachte ich die Milde eines Cäsar, auf den die sichere Vergeltung der wütenden Göttin

wartet. Während ich ihrem Ruf in die Himmelhöhen Folge leiste, verkünde ich als Seherin den

Irdischen meine letzten Worte: „Die altehrwürdigen Götter haben den Hain schon verlassen;

ein Gott, der danach drängt, in eurem Herzen zu leben, ist da und klopft schon an die Tür und

sucht ein würdiges Heiligtum.“ (*Während die Sibylle singt, entschwindet sie und fliegt empor.*)

Der Soldatenchor kleinlaut: „Weg ist sie. Aber in unseren Knochen bleibt das Zittern.“ Cäsar:

„So, die Priesterin entwich. Auch die Göttin des Hains wird weichen.“ Einer aus dem Soldaten-

chor kleinlaut: „Berührt dich nicht die heilige Erhabenheit des Ortes?“ Cäsar: „Menschen zu

töten scheust du dich nicht, aber davor, Bäume zu fällen?“ Einer aus dem Soldatenchor klein-

laut: „Einen sterblichen Feind muss man nicht fürchten, sehr wohl aber eine Gottheit.“ Cäsar:

„Der Speer des Diomedes brachte einer Göttin eine Wunde bei. Ohne Strafe – Homer ist mein

Zeuge – ging das für den Helden aus, und welche größere Autorität haben wir denn als den Seher

Homer?“ Einer aus dem Soldatenchor: „War jener nicht ein Nichtsnutz, ja ein Griechlein, der

das Liebeslager von Venus und Mars verspottet hat? Den schädlichsten Beispielen darf man

nicht folgen.“ Cäsar: „Bleibt ihr hier, die ihr den vermeintlichen Zorn der Gottheit fürchtet! Mir

sollen nur meine treuesten Leute nachfolgen.“ (*Ein Teil des Chors geht mit Caesar ab in den Hain, ein anderer bleibt auf der Bühne.*)

Actus V

Chorus nympharum [*in parte scaenae superiore*] et **chorus militum** [*in parte inferiore*]
inter se locis separati neque inter se videntes,
sed utrique inter spem metumque fluctuantes.

[*Metrum dactyliambicum*]

Nymphae:

245 Surge, Ceres, contemptoremque exstingue
deorum!

Milites:

Fortuna dea, tuere nostrum Caesarem!

Nymphae:

Alma Ceres, luco nostro quid fiet? Obibit

Tua silva, caesa Caesaris saeva manu?

Quid coryli fragiles meruere humilesque
myricae?

250 Quid alta quercus, pōpulus procerior?

Machina quid prodest, quae maxima
moenia frangit?

Non fortioris, callidi victoria est.

Milites:

Ingenio vincit Caesar, neque corpore languet:

In proelio ipse fortiter pugnat manu.

255 Nec metuit mortem. Divos nunc provocat
ipsos,

Quod nullus antea ausus est impune homo.

Nymphae:

Surge, Ceres, contemptoremque exstingue
deorum!

Milites:

Fortuna dea, tuere nostrum Caesarem!

Echo [*parva voce paulatimque evanescente a nymphis profertur*]:

_-trum Caesarem, -trum Caesarem,
-sarem,-sarem.

[*Silentium*]

Unus e militibus [*parva voce*]

260 Silvae susurrant. Omen haud nobis bonum.

[*Silentium diuturnum*]

Unus e militibus [*parva voce*]:

Akt 5

Chor der Nymphen (auf erhöhtem Bühnenpodest) und Soldatenchor (auf tiefer gelegenem Teil der Bühne); örtlich voneinander getrennt und einander nicht wahrnehmend, aber beide zwischen Hoffnung und Furcht schwankend. (Dactyliambisches Metrum)

Die Nymphen: „Erhebe dich, Ceres, und vernichte den Verächter der Götter!“ Die Soldaten: „Göttin Fortuna, beschütze unseren Cäsar!“ Die Nymphen: „Nährende Ceres, was wird unserem Hain geschehen? Wird dein Wald zugrunde gehen, zerhauen von des Haudegens Caesar roher Faust? Haben das die zerbrechlichen Haselstauden und niedrigen Tamarisken verdient? Das die hohe Eiche, die schlankwüchsige Pappel? Was nützt eine Maschine, die Zyklopenmauern bricht? Das ist nicht der Sieg eines tapferen Mannes, sondern eines abgefeimten Schlitzohrs.“ Soldaten: „Kraft seines Genies siegt Cäsar, und ist auch körperlich niemals matt: In der Schlacht kämpft er tapfer mit eigener Hand. Und fürchtet den Tod nicht. Nun fordert er sogar die Götter selbst heraus, was vorher kein Mensch ungestraft gewagt hat.“ Die Nymphen: „Erhebe dich, Ceres, und vernichte den Verächter der Götter!“ Die Soldaten: „Göttin Fortuna, beschütze unseren Cäsar!“ Das Echo (*wird mit leiser und allmählich verklingender Stimme von den Nymphen nachgeöffnet*: „-seren Cäsar, Cäsar, -sar.“) *Schweigen.*

Einer von den Soldaten kleinlaut: „Die Wälder rauschen leise. Kein gutes Omen für uns.“ Länger anhaltendes Schweigen. Einer von den Soldaten kleinlaut: „Hörst du irgendwas?“ Ein anderer:

Audisne quicquam? **Alter:** Nil ego.

Ceteri: Ne nos quidem.

[*Silentium*]

Unus e militibus [*parva voce*]:

Silentium tremendum est.

Alter: Horror me tenet.

Nymphae [*vocibus paulatim evanescentibus*]:

Tenet... tenet... tenet... tenet... tenet...
tenet...

[*Silentium diuturnum*]

[*Subito magnus fragor auditur*]

Omnes milites [*in genua procumbunt, magna voce clamant*]:

Fortuna dea, tuere nostrum Caesarem!

Nymphae [*magna voce iubilant*]:

265 A Cerere victus ille contemptor deum!

[*Silentium diuturnum; milites continuo tremunt*]

Caesar [*subito cum suis in scaenam redit*]:

Animis, sodales, state: salvus Caesar est!

Chorus militum [*parva voce, semper tremebundi*]:

Hoc estne corpus? Estne species Caesaris?

C: Metüs omittite. Ipse sum, non umbra ego.

Chorus militum: Et cecidit arbor?

Caesar: Una. Nunc omnes cadant!

270 **Chorus militum:** Nec diva visa est?

Caesar: Nulla vidi numina.

Chorus militum: [*magna voce*]:

Periere divi! Impune caedemus nemus.

Nil iam timendum praeter iram Caesaris.

Chorus nympharum: [*anapaesti*]

Dulces silvae!

Umbrae virides!

275 Vos per fugium

Portusque sacer,

Quo confugiunt

Dammae celeres;

Quorum truncos

280 Habitat picus,

„Ich? Nichts.“ Die Übrigen: „Wir auch nicht.“
Schweigen. Einer von den Soldaten kleinlaut: „Die Stille ist furchterregend.“ *Ein anderer:* „Schauer ergreift mich.“ *Die Nymphen mit allmählich verblassenden Stimmen:* „Ergreift mich, -greift mich, -mich.“ Langanhaltende Stille. Plötzlich hört man lautes Krachen. Alle Soldaten fallen auf die Knie und rufen mit lauter Stimme: „Göttin Fortuna, beschütze unseren Caesar!“ *Die Nymphen jubeln mit lauter Stimme:* „Von Ceres besiegt ist jener Verächter der Götter.“ *Langanhaltende Stille. Die Soldaten bibbern ununterbrochen.*

Cäsar kehrt plötzlich mit den Seinen auf die Bühne zurück: „Bleibt gefasst, Gefährten! Cäsar ist wohlbehalten!“ Der Soldatenchor kleinlaut, noch immer zitternd: „Ist das sein Leichnam? Ist das Caesars Gespenst?“ Cäsar: „Fürchtet euch nicht! Ich selbst bin es, kein Totengeist.“ Soldatenchor: „Und fiel der Baum?“ Cäsar: „Nur einer, doch nun sollen alle fallen!“ Soldatenchor: „Und keine Göttin zeigte sich?“ Cäsar: „Ich hab keine Gottheiten gesehen.“ Der Soldatenchor mit fester Stimme: „Die Götter sind tot! Wir werden den Hain straflos fällen. Nichts muss man mehr fürchten als Cäsars Zorn!“

Der Nymphenchor: „Liebliche Wälder! Grüne Schatten! Zuflucht seid ihr und heiliger Hafen, wohin das schnelle Damwild flüchtet. Eure Stämme bewohnt der Specht, der zwar hämmert, aber nicht zerstört. Ihr Wälder bewahrt das lebenswichtige Wasser und macht die Erde fruchtbar. Süßer Duft geht von euch aus, der mit reiner Luft die Brust erfrischt. Wer euch fällt, kappt von Sinnen selbst die Wurzeln seines

Pulsat nec diruit ales.
Vos vitales
Servatis aquas,
Terram facitisque feracem.
285 Dulcis vobis
Halatur odor
Recreans puro aere pectus.
Qui vos caedit,
Vitae ipse suae
290 Radices eruit amens.
Caesar: Delassat aures cantilenae satietas.
Dea cessit ipsa. Quin tacetis, numina
Minora?! Fortunam tremescite Caesaris!
Haec sola diva est, quam colo cuique
obsequor!

Chorus nympharum:

295 Est iusta causa nostra. Magni Caesaris
Fortuna, iudex huc ades! Nos iudica!
[*Adest dea ex machina*]

Fortuna Caesaris:

Iam saepe conservatus auxilio meo es.
Nec pergere ultra fata concedunt. Diu
Tibi pepercit. Facta te poscunt tua.
300 Nunc te relinquo. Comite Brutus Cassio
Facienda faciet. Sera vindicta est deum,
Sed certa. **Caesar:** Mortem nil moror.
Vixi satis.

Fortuna: Tibi satis fortasse, sed patriae parum.

Caesar: Redimamus opere tempus.

Lignum caedite!
305 **Chorus militum:** Paremus. Irâ caelitem
multo magis
Tremenda nobis ira magni Caesaris.

[**Caesar et chorus militum abeunt.**]

Chorus nympharum:

At nostra damna, diva, quis redimet deum?
Fortuna: Seri nepotes facinorum poenas luent.
Quod instet illis auguror vitae genus –
310 (Si mortis inter mille manifestas minas
Pendere verè „vita“ adhuc dici potest):

Lebens.“ Cäsar: „Der penetrante Singsang ermüdet meine Ohren. Die Göttin selbst ist gewichen. Warum schweigt ihr nicht, ihr Wichtlein von Göttern? Zittert vor der Fortuna Cäsars! Das ist die einzige Göttin, die ich verehere und der ich gehorche.“ Der Nymphenchor: „Unser Anliegen ist gerecht. Des großen Cäsars Fortuna, erscheine hier als Richterin! Richte über uns!“ Die *dea ex machina* erscheint. Cäsars Fortuna: „Schon oft bist du durch mein Eingreifen errettet worden. Aber die Schicksalssprüche lassen es nicht zu, darüber hinaus fortzufahren. Lange habe ich dich geschont. Deine Taten fordern dich. Nun verlasse ich dich. Brutus und Cassius werden tun, was getan werden muss. Spät zwar kommt die Rache der Götter, aber unfehlbar.“ Cäsar: „Ich halte den Tod nicht auf. Genug habe ich gelebt.“

Fortuna: „Für dich vielleicht genug, aber für das Vaterland zu wenig.“ Cäsar: „Lasst uns Zeit mit Tätigsein erkaufen. Schlagt das Holz!“ Der Soldatenchor: Wir gehorchen. Vor des großen Cäsars Zorn müssen wir viel mehr zittern als vor dem Zorn der Götter.“ Cäsar und Soldatenchor gehen ab. Der Nymphenchor: „Aber welcher Gott wird unsere Verluste ersetzen, Göttin?“ Fortuna: „Spät werden die Enkel für die Untaten büßen. Welche Art von Leben jenen droht, weissage ich (wenn man inmitten tausendfach drohender Todesgewissheit überhaupt noch wahrheitsgemäß von ‚Leben‘ sprechen kann): Der Wälder beraubt

Spoliata silvis sterilis arida sicca fit
 Tellus, neque aerae regeneratur puritas,
 Hominesque strangulantur aut
 pereunt fame.

315 Solis fatiscit glæba rapidis ignibus,
 Glacies polorum liquitur, nix Alpium;
 Augentur undae, maria terras devorant.
 Famesque cui pepercit, Oceanum bibit.

Una nympharum:

Sibylla, iure protulisti Erysichthona!

Chorus nympharum [anapaesti]:

320 Falso credunt obiisse deos
 Homines caeci. Nam libertas
 A caelitibus datur huic generi,
 Ut sponte sua ius atque bonum
 Faciant, non vi neque dominatu

325 Superumve timore coacti.

Vis caelitibus fieri similis,
 Mores habitusque indue patris
 Et custodis terrae atque maris
 Atque aëriae regionis.

330 Vivere soli desine tibi,
 Esse utilis incipe mundo.

Anmerkungen:

- 1) Ad v. 8 Lepidus: Caesar Gallum lepide (id est: urbane) iocari dicit; Gallus hoc nomine se a Caesare appellari putat.
- 2) Ad v. 94 *mater Aeneae*: Venus (planeta).
- 3) Ad v. 199 Hunc versum anachronismi causa eiecit Bentley. Sed Caesar nullam feminam a se vinci non posse iam tum certus esse poterat.
- 4) Ad v. 205: Vide Callimachi *Hymnum in Cererem*.
- 5) Ad v. 208: Hic Caesar inscius Ovidi fata vaticinatur.
- 6) Ad v. 209: Sibylla de Lucano loquitur.
- 7) Ad v. 210: *Sapientes*: id est philosophos, qui saepe Roma eiciebantur.
- 8) Ad v. 237: Hoc narratur in *Iliados libro V*.

MICHAEL VON ALBRECHT

wird die Erde unfruchtbar und trocken sein, und nicht erneuert sich die reine Luft, die Menschen ersticken oder gehen an Hunger zugrunde. Die Erde wird durch die rasant zunehmende Glut der Sonne rissig, die Polkappen und der Schnee der Alpen schmelzen, Überschwemmungen werden größer, die Meere verschlingen die Länder, und wen die Hungersnot verschont hat, ertrinkt im Ozean.“

Eine der Nymphen: „Mit Recht, Sibylle, hast du das Beispiel Erysichthons angeführt!“ Der Nymphenchor: „Irrtümlich glauben die blinden Menschen, die Götter seien gestorben. Denn die Willensfreiheit wird dem Menschengeschlecht von den Himmlischen verliehen, damit sie aus freien Stücken das Rechte und Gute tun, ohne Zwang durch Gewaltherrschaft oder Furcht vor den Göttern. Willst du den Göttern ähnlich werden, mach dir die Gesittung und Haltung eines Vaters zu eigen, als eines Hüters der Erde, des Meeres und des Luftraums. Hör auf, nur für dich zu leben, und beginne, für die Welt nützlich zu sein!“

Kleiner Nachtrag zur Übersetzung

Der Übersetzer eines lateinischen poetischen Textes steht vor der nicht geringen Aufgabe, nach Möglichkeit Stil, Sprachwitz, Ideenreichtum und Gelehrtheit des Originaltextes in der Zielsprache abzubilden – in der Absicht, demjenigen, der den Originaltext nicht lesen bzw. die Zeit dazu nicht erübrigen kann, zumindest eine Art Abglanz der Meisterschaft des Autors zu vermitteln. Kein triviales Unterfangen, das schon mit der Grundsatzentscheidung des Umgangs mit der metrischen Gestaltung des Originaltextes beginnt – in vorliegender Übertragung muss sich der Leser mit der fußgängerischen Muse der Prosawiedergabe begnügen. Einige Beispiele mögen aufzeigen, wie zumindest auf sprachlich-stilistischer Ebene der

Versuch unternommen wurde, den Nuancen des Ursprungstextes Rechnung zu tragen.

Bewusst doppeldeutig nennt der anonym auftretende Cäsar seinen gallischen Gesprächspartner in Akt I, Szene 2 *Lepidus* (V. 18), als der alte Gallier seine Vermutung, mit wem er es zu tun hat, ausspricht. Michael von Albrecht macht in einer Fußnote auf das ambivalente Spiel des römischen Eigennamens *Lepidus* mit dem Adjektiv *lepidus* (*id est urbane*) aufmerksam. Diese Doppeldeutigkeit ist im Deutschen nicht exakt wiederzugeben – das vom Übersetzer gewählte Äquivalent ‚Cleverle‘ soll zumindest eine Ahnung der lateinischen *figura etymologica* vermitteln – das Cleverle trägt seinen Namen ja von der Eigenschaft, clever zu sein.¹

Die auf ihren Anführer eingeschworene Soldateska tritt in Akt IV, Szene 1 als Soldatenchor auf und verkündet stolz, sie werde die Feinde Caesars *funditus radicitus* (V. 137) auslöschen. Dieser Form pleonastisch-tautologischen Sprechens (‚von Grund aus‘, ‚von der Wurzel her‘) dürfte im Deutschen am ehesten die gewählte Wendung ‚mit Stumpf und Stiel‘ entsprechen, auch in puncto vegetabiler Bildhaftigkeit des lateinischen Originals.

Ebenso in Szene 1 von Akt IV schlägt ein Soldat in einer Art religiöser Scheu vor der Fällung des heiligen Hains Cäsar vor, die heimischen Gottheiten herauszurufen (*evocanda ritu*, V. 149) – eine Anspielung auf die Praxis der *evocatio*, wonach ein römischer Priester die Schutzgotttheit einer belagerten Stadt durch eine magische

Beschwörung herauslockt, ihr eine neue Unterkunft in Rom anbietet und die belagerte Stadt so ihrer religiösen Protektion zu berauben sucht.² Um auf die Existenz dieses kulturgeschichtlichen Phänomens hinzuweisen, entschied sich der Übersetzer für die technisch-interpretierende Übersetzung „Man muss die Gottheiten im Ritus der *evocatio* herausrufen.“

Wenn die Nymphen sich in Akt IV, Szene 1 bei der Hüterin des Hains Ceres über die drohende Rodung beklagen, lässt MvA sie die Brutalität Caesars in einem aufschlussreichen Wortspiel hervorheben: *obibit | tua silva, caesa Caesaris saeva manu?* (V. 247f.) Das Cognomen Cäsar wird etymologisch mit dem PPP des Verbs *caedere* ‚fällen‘, zusammengebracht: Cäsar wird so geradezu zum Inbegriff des menschengewordenen Fallbeils. Zusätzlich wird der Vers durch den dreimal aufeinanderfolgenden *ae*-Umlaut hervorgehoben. Die Übersetzung versucht diese sprachlich-stilistischen Feinheiten sowie das Wortspiel der *figura etymologica* nachzubilden: „Zerhauen von des Haudegens roher Faust“.

Anmerkungen:

- 1) Nicht zuletzt ist diese Wortwahl mit dem schwäbischen Deminutiv auch als Reminiszenz an den gebürtigen Schwaben MvA gedacht.
- 2) Plin. Nat. hist. 28, 18 *Verrius Flaccus auctores ponit, quibus credat in oppugnationibus ante omnia solitum a Romanis sacerdotibus evocari deum, cuius in tutela id oppidum esset, promittique illi eundem aut ampliolem apud Romanos cultum.*

MICHAEL LOBE

Skeptizismus und Religion: Cicero als Mediator in seinen religionsphilosophischen Dialogen

1. Religion als gesellschaftlich relevantes Thema durch die Zeiten hindurch

Pünktlich zur Adventszeit erschien am 15.12.2022 der neue Religions-Monitor der Bertelsmannstiftung (Bertelsmann 2022) mit aktuellen Zahlen zur rasant schwindenden religiösen Bindung v. a. unter den Christinnen und Christen in Deutschland. Demnach hat fast die Hälfte der Kirchenmitglieder entweder die feste Absicht (20%), aus der Kirche auszutreten, oder erwägt dies zumindest (24%). Doch auch abgesehen von dieser Erosion der Institution Kirche schreitet die Säkularisierung in den persönlichen Glaubensvorstellungen rasch voran: So glauben nur noch 38% der Befragten an Gott (gegenüber 47% im Jahr 2013), während sich 25% als Atheisten bezeichnen (2013: 21%); nur noch 16% der Befragten schätzen sich als „sehr/ziemlich“ religiös ein (2013: 20%), während inzwischen 33% gar nichts mehr mit Religion anfangen können (2013: 23%). Diese Ergebnisse werden gestützt durch Erfahrungsberichte vieler Lateinlehrkräfte, die im Unterricht bei einem großen Teil ihrer Lernenden eine zunehmende Abneigung gegenüber dem Thema Religion erleben.

Gleichwohl sollte dies nicht bedeuten, das Thema Religion aus dem Latein- oder Griechischunterricht zu verbannen, denn in der griechisch-römischen Kultur spielte die Religion eine zentrale Rolle, die nahezu alle Bereiche des politischen und privaten Lebens durchzog. Überhaupt gewinnt das Thema „Religion“ seit Jahren wieder stark an medialer Präsenz und bestimmt zunehmend den politischen und

gesellschaftlichen Diskurs. Zu Recht enthält daher der inzwischen für alle Bundesländer verpflichtend gewordene „Orientierungsrahmen Bildung für nachhaltige Entwicklung“ (BNE: Schreiber/Siege 2017) einen eigenen Bereich „Globalisierung religiöser und ethischer Leitbilder“ mit konkret ausgewiesenen Kompetenzen (Schreiber/Siege 2017, S. 97, 273), die hervorragend zum Themenfeld antiker Religion passen.

Vor diesem Hintergrund ist die eher mangelhafte Berücksichtigung dieses Themenbereichs in deutschen Latein-Lehrplänen vor allem zu Oberstufe und Abitur bedauerlich. Zwar wird das Thema Religion durchaus in den EPA und auch sonst in Kerncurricula und Bildungsstandards erwähnt, dann aber eher allgemein als Teil der Kulturkompetenz. In den EPA (Latein) etwa erscheint Religion im Zusammenhang mit dem Themenbereich Philosophie, obgleich römische *religio* und Philosophie natürlich zwei ganz unterschiedliche Dinge sind.

Anders sieht es in den österreichischen Lehrplänen aus: Dort existiert für die Lektürephase ein eigenes Modul zum Thema *religio*, das folgende Kompetenzen formuliert:

[Schülerinnen und Schüler können]

Grundzüge der Entwicklung der antik-heidnischen Religionen und des Christentums nachvollziehen (+ Nachwirkung); im Sinn der Erziehung zu Toleranz Auseinandersetzungen zwischen den Religionen [...] als auch ihr Zusammenwirken verstehen. (Sainitzer 2007, S. 4)

Freilich schlagen die Latein-EPA immerhin ein Kursthema „Christentum und Antike“ (S.

32) vor, allerdings eben kein eigenes Thema zur eigentlichen *religio Romana*. Das Thema Religion wird – wenn überhaupt – speziell in Deutschland eher aus einer christlichen Perspektive heraus behandelt, die angesichts der o. g. Zahlen und bildungspolitischen Bekenntnissen zu „Vielfalt“ und „Diversität“ für die Gegenwart kaum noch angemessen ist.

Überblickt man nun den Bestand an Textausgaben für die Schule, die sich mit Religion in Rom befassen, bleibt das Bild angesichts der eher geringen curricularen Verankerung naturgemäß überschaubar: Eine Übersicht zu den wenigen Textausgaben findet sich unten im Literaturverzeichnis (vgl. Kuhlmann 2020a, S. 103-106). Alle diese Ausgaben behandeln ähnlich wie die Curricula die *religio Romana* nicht für sich selbst, sondern im Rahmen der Auseinandersetzung zwischen dem polytheistisch fundierten Staat Rom und dem aufkommenden Christentum – ein eigenständiger Zugang zur römischen Religion ist für Lernende (und sicher auch: Lehrende) somit nicht oder allenfalls eingeschränkt möglich. Eine zeitgemäße Darstellung des Themas im altsprachlichen Unterricht sollte wirklich die antiken Kulte und den Polytheismus in den Mittelpunkt stellen, könnte aber natürlich neben dem Christentum andere in der Gegenwart verbreitete Religionen wie etwa die Hindu-Religion(en), den Buddhismus oder den Islam als Vergleichsgrößen heranziehen.

Für eine mögliche Behandlung des Themas Religion im Lateinunterricht sind schließlich die Einstellungen und das Vorwissen von Lernenden relevant. Tatsächlich liegen zwei empirische Erhebungen hierzu aus den letzten 10 Jahren vor, die Vorstellungen und Assoziationen heutiger Jugendlicher zum Begriff „Religion“ erhoben haben (Josza 2009 für NRW;

Fleischer 2012). Danach verbinden Jugendliche mit diesem Begriff fast ausschließlich Dinge, die gut zu monotheistischen Religionen – v. a. dem Christentum – passen, jedoch nicht unbedingt zur antiken Kultreligion. Als wichtige Begriffe und Assoziationen wurden u. a. genannt: Glaube an Gott, Kirche, Gebet, Bibel, Religionsunterricht, Papst, Pfarrer, Glaube/Bekenntnis, Missionierung, Religion als Privatsache.

Die zentralen Merkmale antiker Kultreligionen und besonders der *religio Romana* weichen von solchen Einstellungen und damit Vorannahmen zum Konzept Religion deutlich ab (vgl. Kuhlmann 2016, S. 2f.; Kuhlmann 2020a, S. 106f.). Bei Cicero findet sich für den lateinischen Begriff *religio* in nat. deor. 2,8 die Erklärung als *cultus deorum*, und tatsächlich spielt in Rom die korrekte Ausübung des Kultes für die Götter die zentrale Rolle. In der modernen Religionswissenschaft spricht man daher von einem „orthopraxen“ Religionstypus (Scheid 1997; Rüpke 2001), d. h. wenn die in der Regel mit der Polisgemeinschaft identische Kultgemeinschaft die Rituale richtig durchführt („richtig handelt“), ist der Schutz der Staatsgötter für das Wohlergehen der Polisgemeinschaft gesichert. Im Gegensatz zu dieser Praxis-Religion sind z. B. Christentum oder Islam eher Glaubens-Religionen, weil in ihnen trotz vorhandenen Ritualen doch eher eine (angeblich göttlich offenbarte) Glaubenslehre zur Sicherung des individuellen Seelenheils im Zentrum steht. Die Hindu-Religion(en) dagegen entspricht mit ihrer starken Präsenz kultischer Handlungen (*dharma*) in Vielem der antiken Orthopraxie (vgl. Michaels 2006, S. 30-37).

Speziell im Falle Roms spricht man zudem häufig von einer „Bürgerreligion“ (*civic religion*), weil die Kulte von der Bürgergemeinschaft und

ihren Magistraten betreut werden und es keinen eigentlich geistlichen Stand gibt: Die Priester rekrutieren sich aus der römischen Bürgerschaft (durch Volkswahl oder Kooptierung u. ä.), nehmen in der Regel am normalen bürgerlichen Leben teil und können selbstverständlich alle zivilen und militärischen Ämter wahrnehmen. So war der *pontifex maximus* Gaius Iulius Caesar bekanntlich auch Konsul, Feldherr und zuletzt Diktator, was für einen Papst oder Bischof zumindest heute kaum denkbar wäre (vgl. Kuhlmann 2016; Egelhaaf-Gaiser 2017).

Auf der anderen Seite gab es aber in der nicht-christlichen Antike durchaus so etwas wie „Glaubenslehren“, nur eben weniger im Bereich der Religion, sondern primär in der Philosophie mit ihren unterschiedlichen Schulen (Stoa, Epikur, Akademie, Peripatos). Jede dieser Schulen besaß gewissermaßen ein eigenes „Dogma“ (abgesehen vielleicht von der skeptischen Akademie), das ähnlich bindend für die Schulanhänger war wie heutzutage die konfessionellen Glaubensunterschiede innerhalb einer Religion oder natürlich die unterschiedlichen Glaubensvorstellungen konkurrierender Religionen wie Christentum und Islam.

In der Antike selbst waren Religion und Philosophie insofern miteinander verbunden, als sich die einzelnen Philosophenschulen des Hellenismus mit den Göttern und damit auch der Frage der Götter beschäftigten: Das heißt, die Schulen behandeln einerseits die physikalische Beschaffenheit der Götter und ihre Rolle in der Welt, weisen aber anders als die Kulte keine eigentlichen religiösen Praktiken oder Institutionen (z. B. Priester) auf. Der antik-philosophische Terminus für diese religiös-theologische Reflexion ist *θεολογία* oder lateinisch *theologia* als die „Lehre von den Göttern“ oder „Lehre vom Göttlichen“. In Rom fanden solche

theologischen Fragen schon früh Eingang in den Bildungsdiskurs – beginnend mit der lateinischen Version der *ἱερὰ ἀναγραφή* des Ennius, die Ennius um 200 v. Chr. anfertigte.

Im Bildungsdiskurs des 1. Jh. v. Chr. gewinnt die Frage nach der richtigen Götterlehre zunehmend an Raum. (vgl. Kuhlmann 2020b, S. 2-13) Bei Varro, dessen Schriften Cicero in seinen religionsphilosophischen Dialogen *de natura deorum* und *de divinatione* offenkundig rezipiert hat, begegnet der Begriff *theologia* zum ersten Mal im Lateinischen und bezeichnet dort als *theologia tripertita* drei unterschiedliche Ausprägungen von Religion, nämlich das *genus mythicon* für die (fiktionalen) Dichtermythen, das *genus civile* für den Staatskult mit seinen Ritualen und schließlich das *genus physicon* oder die *theologia naturalis* für die philosophische bzw. gewissermaßen „wissenschaftliche“, also „richtige“ Götterbetrachtung. Gleichwohl dürfen für die Antike Philosophie und Religion nicht gleichgesetzt werden, sondern es gab eben nur einen „wissenschaftlichen“ Diskurs zum Phänomen Religion im Rahmen der Philosophie. Diesen Diskurs nannte man in Rom spätestens seit Varro *theologia*, was wiederum nicht deckungsgleich mit christlicher, islamischer oder jüdischer Theologie ist, denn Varro wollte keine Glaubenslehren oder Dogmen verkünden, sondern war vermutlich ähnlich wie Cicero neben stoischen Einflüssen auch der skeptischen Akademie verbunden. Der nicht-christliche Theologie-Begriff dürfte eher unserem Konzept von Religionswissenschaft entsprechen.

2. Cicero als Skeptiker

Diese undogmatisch-skeptische und quasi wissenschaftliche Sicht auf die Religion gilt in besonderer Weise für Cicero und seine ein-

schlägigen Dialoge *De natura deorum* (vgl. Diez 2021) und *De divinatione*, die es insofern verdienen, viel stärker Eingang in den schulischen Lateinunterricht zu finden. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang Ciceros Motto relativ am Anfang seines Dialogs über das Wesen der Götter, wonach die Autorität der Lehrenden meist den Lernenden schade (nat. deor. 1,10: *obest plerumque iis, qui discere volunt, auctoritas eorum, qui se docere profitentur*) – also ein völlig anderer Zugriff als in traditionellen Theologien der monotheistischen Religionen üblich. Einen „Lehrstuhl für Dogmatik“ würde ein Cicero heute wohl kaum besetzen oder vergeben wollen. Dies hängt mit seinem die skeptische Akademie mit der Rhetorik verbindenden Grundsatz des *in utramque partem disserere* zusammen, den schon der griechische Akademiker Carneades praktizierte. Entsprechend lässt Cicero in seinem Dialog Vertreter des Epikureismus, der Stoa und der skeptischen Akademie auftreten, die die Götterlehren bzw. „Theologien“ der hellenistischen Schulen *pro* und *contra* diskutieren (vgl. Tabelle unten).

Dasselbe Prinzip des *in utramque partem disserere* findet sich in dem etwas anders angelegten Dialog *de divinatione*, in dem zunächst Ciceros jüngerer Bruder Quintus im ersten Buch die römische *divinatio*, also die Kunst der Zeichendeutung, mithilfe der stoischen Philosophie begründet, während Marcus Tullius Cicero selbst im zweiten Buch aus skeptischer Perspektive die Grundlagen der *divinatio* grundsätzlich

in Frage stellt. Auch hier hat man den Eindruck aufgrund der sehr überzeugenden Argumente und der Verteilung der Dialogrollen, die skeptische Position müsse doch die „richtige“ sein, doch mahnt der Dialog über das Wesen der Götter mit seinem Schluss zur Vorsicht. Am Ende muss eben jede Leserin und jeder Leser für sich selbst entscheiden, welche Auffassung ihr oder ihm am wahrscheinlichsten erscheint, denn völlige Gewissheit im Sinne „absoluter Wahrheit“ gibt es – anders als in monotheistischen Religionen – in Ciceros „Theologie“ gerade nicht.

Gerade dieser Aspekt zeigt Ciceros didaktisches Programm: Es geht dem Skeptiker nicht um die Vermittlung statischen Wissens, sondern um die Vermittlung von „Kompetenzen“, nämlich konkret um die Fähigkeit, bestimmte Lehren von unterschiedlichen Standpunkten aus zu beleuchten und durchzudiskutieren, um so zu einem selbständigen Urteil zu gelangen – also eine Art Urteilskompetenz (vgl. Kuhlmann 2020a, S. 109f.).

Anhand ausgewählter Textbeispiele aus Ciceros religionsphilosophischen Dialogen werden nun drei besondere Facetten von Religion, nämlich die Definition von *religio*, die Frage nach *fatum/providentia* und die (Nicht-)Existenz von Wundern beleuchtet:

2.1 Definition und Etymologie von *religio*

Wie oben bereits erwähnt, behandelt Cicero in seinem Dialog über das Wesen der Götter

Haus des <i>pontifex maximus</i> Aurelius Cotta		
Buch I (Epikur)	Buch II (Stoa)	Buch III (Akademie)
<ul style="list-style-type: none"> • Velleius stellt epikureische Götterlehre dar • pont. max. Cotta widerlegt epikureische Götterlehre 	<ul style="list-style-type: none"> • Balbus stellt stoische Götterlehre dar 	<ul style="list-style-type: none"> • pont. max. Cotta widerlegt stoische Götterlehre • Cicero tendiert vorsichtig zur Stoa

die Frage, was *religio* genau ist. Die eigentliche Definition gibt dort der stoische Dialogsprecher Balbus im Zusammenhang seiner Ausführungen über die Notwendigkeit der Kultpraxis für das Heil des römischen Staates – ganz im Sinne der oben beschriebenen Orthopraxie; dazu rekurriert er auf den von Cicero sehr geschätzten Historiker Coelius Antipater als Gewährsmann (Cic. nat. deor. 2,8):

(Coelius schreibt:)

C. Flaminium ... religione [= Kult] neglectā cecidisse apud Trasumenum ... cum magno rei publicae vulnere. Quorum exitio intellegi potest eorum imperiis rem publicam amplificatam, qui religionibus paruissent. Et si conferre volumus nostra cum externis, ceteris rebus aut pares aut etiam inferiores (sc.: nos esse) reperiemur, religione, id est cultu deorum, multo superiores (sc.: nos esse).

Die Formulierung legt nahe, dass die Bedeutung von *religio als cultus (deorum)* offenbar eine schon seit Coelius Antipater, d. h. seit dem 2. Jh. v. Chr. übliche gewesen sein muss und es sich hier nicht um eine ciceronische Besonderheit handelt. Das Beispiel der römischen Niederlage gegen Hannibal am Trasimenischen See 217 v. Chr. soll die Bedeutung der Kultbeachtung illustrieren. Die abschließende Bemerkung des Balbus, Rom sei durch eben diese strikte Beachtung kultischer Vorschriften groß geworden, war offenbar Teil der kollektiven römischen Identität, wie auch aus dem Geschichtswerk des Livius immer wieder hervorgeht.

Cicero behandelt in seinem Dialog auch die Bedeutung und Etymologie von *superstitio* und *religio* – für die Stoa war die Etymologie wichtiger Teil ihrer Sprachwissenschaft. Der Stoiker Balbus führt dazu in seiner Rede aus (Cic. nat. deor. 2,70-72; vgl. dazu Diez 2021, S. 276-278):

... apud Homerum dei [...] sua propria bella gesserunt.

haec et dicuntur et creduntur stultissime et plena sunt futilitatis...

(Die wahre[n] Gottheit[en] ist/sind aber ganz anders und frei von diesen Fehlern/Affekten; sie müssen wir verehren)

non enim philosophi solum,

verum etiam maiores nostri superstitionem a religione separaverunt.

nam qui totos dies precabantur et immolabant, ut sui liberi superstitis essent,

superstitiosi sunt appellati ...;

qui autem omnia, quae ad cultum deorum pertinerent,

diligenter retractarent et tamquam relegerent, sunt dicti religiosi ex relegendo.

Balbus' Worte zeigen im ersten Teil die typisch stoische Auffassung von den Göttern als moralisch integren Wesen, die sich anders als im Mythos (bei Varro: *genus mythicon*) durch die Freiheit von Affekten auszeichnen. Damit ist Balbus bzw. die Stoa ein Beispiel für das bei Varro so genannte *genus physicon* bzw. die *theologia naturalis*. Im zweiten Teil der Ausführungen geht er auf die Abgrenzung von *religio* und *superstitio* ein und schließt *religio* etymologisch an *relegere* an. Ob die Etymologie im modernen wissenschaftlichen Sinne korrekt ist, spielt hier keine Rolle. Wichtig ist nur die Assoziation und semantische Anknüpfung für den lateinischen Muttersprachler, für den *religio* und *relegere* eine Wortfamilie bilden konnten. Der Begriff *religio* impliziert somit Aspekte von Sorgfalt und verantwortungsvollem Verhalten. Das lateinische Lexem *religio* ist im Übrigen ganz anders als der deutsche Begriff Religion oder englisch/französisch *religion* kein primär religiös konnotierter Begriff, sondern weist mit den Grundbedeutungen „Rücksicht, Bedenken, Sorgfalt“ eine grundsätzlich profane Semantik auf (vgl. Kuhlmann 2020a, S. 112f.).

2.2 Fatum und kosmische Ordnung

In seinem Dialog *de divinatione* behandelt Cicero die Frage, ob das Weltgeschehen von einem Schicksal bzw. *fatum* vorherbestimmt ist und ob dann das Wissen um die eigene Zukunft überhaupt nützlich ist. Ciceros Bruder Quintus verteidigt im ersten Buch die stoische Position, die von der Existenz eines alles lenkenden Schicksals ausgeht, und spricht sich für den Nutzen der *divinatio* aus. Im zweiten Buch seines Dialogs vertritt Cicero eine antistoische Position und erklärt das *fatum* für Aberglauben (*superstitio*). Auch von der *divinatio* hält er nichts, denn erstens sei sie nutzlos, wenn das Schicksal unveränderlich feststehe; zweitens schade es nur, wenn man v. a. sein kommendes Unglück schon vorher kennt; um dies zu belegen, führt Cicero mythologische und historische Beispiele an (div. 2,19-23):

Anile sane et plenum superstitionis ipsum nomen fati...

Si omnia fato (sc.: fiunt), quid mihi divinatio prodest? ...

Sin,

cum auspiciis obtemperatum esset, interiturae classes [im 2. Pun. Krieg] non fuerunt, non interierunt fato.

Vultis autem omnia fato (sc.: fieri)!

Nulla igitur est divinatio...

Atque ego arbitror

ne utilem quidem esse nobis futurarum rerum scientiam.

Quae enim vita fuisset Priamo,

si ab adulescentia scisset,

quos eventus senectutis esset habiturus? ...

[Es folgt das Beispiel Caesars und seiner Ermordung]

Certe igitur ignoratio futurorum malorum utilior est quam scientia!

Die Ausführungen sind erstaunlich, weil Cicero selbst Augur war und somit in die Zeichendeutung an prominenter Stelle eingebunden war. Dieser überraschende Befund lässt sich nur im

Rahmen des orthopraxen Charakters der *religio Romana* erklären: Solange die Kulte und damit auch die *divinatio* durchgeführt wurden, war die staatliche Ordnung nicht gefährdet. Was die Kultpriester selbst über die kultische Handlung und ihre Bedeutung dachten („glaubten“), spielte anders als in den Glaubens-Religionen zunächst keine Rolle. Aus der skeptischen Grundhaltung heraus ergibt sich weiter der Schluss, dass der Leser nicht unbedingt Ciceros Folgerungen völlig übernehmen muss. Cicero spielt hier v. a. die Rolle des *advocatus diaboli* in einer extrem zugespitzten Darstellung der Standpunkte (vgl. Kuhlmann 2021, S. 71).

Ein weiterer Punkt ist aus den Erfahrungen der nachantiken Epochen interessant: Obgleich diese Art von Diskussion scheinbar die Grundlagen des römischen Staatskults berührt, gab es keinerlei Sanktionen oder Versuche, religionskritische Schriften dieser Art zu unterdrücken. Hier gibt es einen deutlichen Kontrast nicht nur zum christlichen Mittelalter und der Frühen Neuzeit mit der Inquisition und „Ketzer“-Verfolgungen, sondern selbst zur Gegenwart: Auch heute dulden monotheistische Religionen wie Islam oder Christentum häufig keine heterodoxen Auffassungen ihrer eigenen Funktionäre und Amtsträger. Der Augur Cicero dagegen konnte von keiner übergeordneten „Amtskirche“ oder einer religiösen Wächter-Institution belangt werden, weil so etwas im Rahmen der römischen Bürger-Religion nicht existierte.

Eine weitere, für viele heutige religiöse Menschen wichtige Frage ist die nach der göttlichen Vorsehung und Fürsorge bzw. lat. *providentia*. Dies behandelt Cicero wiederum in seinem Dialog *De natura deorum*. Dort verteidigt der Stoiker Balbus nicht nur das *fatum*, sondern auch die göttliche *providentia*, wonach alles im Kosmos wohlgeordnet sei. Insbesondere sei –

ähnlich wie z. B. im Christentum – alles auf den Menschen hin fokussiert, da dieser durch seinen Geist (*ratio, ingenium, mens*) am Göttlichen teilhabe (nat. deor. 2,133 u. 154f.).

Doch im dritten Buch (nat. deor. 3,65-93) widerlegt der skeptische *pontifex* Cotta diese für ihn naive stoische Weltsicht ausführlich (vgl. Diez 2021, S. 293, 317): Die stoische Vorstellung von der göttlichen *providentia* („Vorsehung/Fürsorge“) für Mensch und Kosmos ist in Cottas Augen völliger Unsinn, wenn man sieht, wieviel Unrecht auf der Welt geschieht und offensichtlich ungestraft bleibt. Cotta fragt in diesem Zusammenhang sogar, ob die stoischen Götter überhaupt in der Lage seien, aktiv Entscheidungen zu treffen, wenn es doch ein *fatum* gebe? Im stoischen System ist demzufolge die Frage der Theodizee für Cotta nicht befriedigend beantwortet.

Cotta weist in seinen Ausführungen darauf hin, dass sich die Menschen oft gegen die Götter für das Schlechte entscheiden, und fragt, ob die Götter dies nicht im Voraus wussten und warum sie es dann nicht verhindert haben. Um das Fehlkonzept von der göttlichen Fürsorge weiter zu unterminieren, stellt er die Frage, warum die Götter den Menschen überhaupt als so defizitäres Wesen konstruiert haben, das häufig zum Schlechten neigt. All dies sind kritische Fragen, die sich auch viele Glaubenszweifler in den monotheistischen Glaubensreligionen immer wieder gestellt haben und von daher nicht nur für antike Stoiker und Anhänger polytheistischer Kulte in der Antike relevant waren.

2.3 Gibt es Wunder?

In vielen von der Antike bis in die Gegenwart verbreiteten Religionen gehören Wunder zum festen Inventar. Ob es sich um die Teilung des Roten Meeres im antiken Judentum, um wun-

dersame Heilungen durch antike Götter oder um die Auferstehung Jesu im Christentum handelt, immer sind sog. Wunder Zeichen göttlichen Wirkens im menschlichen Alltag. Speziell in der römischen Religion spielen solche Götterzeichen (*ostenta, signa*) eine zentrale Rolle, weil sie den Menschen den Götterwillen anzeigen (vgl. Rosenberger 1998). Anders als im Christentum erscheinen solche Zeichen allerdings in der Regel im negativen Sinne als Unglück und Katastrophen wie v. a. Missgeburten, Erdbeben, Vulkanausbrüche oder Blutregen. Doch gibt es v. a. in der antiken Literatur vielfach positive Omina, die z. B. früh auf die Herrschaft von Kaisern vorausdeuten (vgl. Kuhlmann 2008) oder wundersame Heilungen durch Kaiser wie Vespasian, der auf seiner Ägyptenreise ähnlich wie Jesus Blinde heilte (Tac. hist. 4,81). Die korrekte Deutung solcher Götterzeichen oblag den entsprechenden Priestern im Rahmen der *divinatio*. Entsprechend behandelt Cicero in seinem Dialog über die Zeichendeutung das Thema Wunder ausführlich. Sein Bruder Quintus glaubt nicht nur an die Existenz von Wunderzeichen, sondern rechtfertigt im ersten Buch des Dialogs auch die Vorstellung, dass die Götter den Menschen Zeichen in Form solcher Wundererscheinungen geben, um sie in ihrer Fürsorge vor Unheil zu warnen, was wiederum die Relevanz der *divinatio* rechtfertigen soll. Sein Bruder Marcus zweifelt dieses System aus skeptisch-akademischer Sicht an (div. 2,54-61):

Quid autem volunt di immortales,
primum ea significantes,
quae sine interpretibus non possumus intel-
legere,
deinde ea (sc.: significantes),
quae cavere nequeamus?

Cicero geht hier noch einmal auf die Unsinnigkeit von Zeichen im Sinne einer Warnung ein,

wenn das, wovon gewarnt wird, unentrinnbar ist: Solche fatalen Warnungen würden einem auch wohlmeinende menschliche Freunde niemals geben. Neu ist die zu Recht gestellte Frage, warum göttliche Zeichen so dunkel sind, dass man unbedingt spezielle Kultexperten benötigt, um ihren Sinn zu verstehen, denn dies konterkariert naturgemäß die vermeintliche Fürsorge der Götter für die Menschen. Cicero fragt entsprechend im folgenden Paragraphen (vgl. div. 2,55), warum uns die Götter nicht klar sagen können, was sie wollen.

Grundsätzlicher wird Cicero dann im folgenden Abschnitt (vgl. div. 58): Dort erklärt er, es gebe sowieso keine „Wunder“ (div. 2,61: *nulla portenta sunt*), denn nichts geschehe gegen die Naturgesetze; alle scheinbaren Wunder wie Blutregen könne man letztlich naturwissenschaftlich erklären. Er nimmt in diesem ganzen Abschnitt eine interessante Definition von „Wunder“ (*res mirabilis*) vor: Ein Wunder ist laut Cicero (vgl. v. a. div. 49f.) und sicher auch nach modernem Verständnis eine selten auftretende Erscheinung, für die man keine Erklärung hat. Allerdings haben streng genommen viele Erscheinungen in unserem Alltag keine für uns evidente Erklärung – zumal in unserer heutigen technisierten Welt: Wer kann schon genau erklären, wie ein Computer, Fernseher oder Smartphone technisch *genau* funktioniert? Dennoch halten wir es nicht für ein „Wunder“, weil es zu unserem Alltag gehört und wir zumindest von Experten „wissen“, dass die Funktionsweise naturwissenschaftlich erklärbar ist. Und ob eine Erscheinung sehr selten oder häufig auftritt, unterliegt ebenfalls in gewissem Maße dem Zufall, d. h. wenn ein Römer jeden Tag einen Blutregen erleben würde, hielte er ihn nicht mehr für eine *res mirabilis*. Im Ganzen zeigt sich hier also wieder eine erstaunlich säkulare Weltsicht bei Cicero, die viele Anschauungen aus

der Zeit seit der Aufklärung vorwegnimmt (vgl. Kuhlmann 2020a, S. 118).

3. Fazit

Der Durchgang durch einige zentrale Textpassagen in Ciceros religionsphilosophischen Dialogen hat gezeigt, wie aktuell der antike Diskurs zum Thema Religion in vieler Hinsicht ist. Der Bildungswert der Texte liegt darin, dass er heutigen Lesenden und Lernenden die Unterschiede zwischen römischer *religio* und modern-westlichen Religionsvorstellungen zeigen kann. Diese Unterschiede manifestieren sich in den unterschiedlichen Religionstypen, d. h. dem Gegensatz zwischen der auf der Praxis beruhenden römischen Kultreligion und den heute durch Christentum und Islam weltweit verbreiteten Glaubens-Religionen. Der Blick auf Rom zeigt aber, dass Religion nicht notwendig eine Glaubenslehre als zentralen Kern besitzen muss, was man in der Moderne übrigens auch an den Hindu-Religion(en) oder dem japanischen Shinto, aber ebenso an den Ergebnissen des Religions-Monitors der Bertelsmann-Stiftung sehen kann: Selbst unter den sich selbst als Christen bezeichnenden Befragten spielt die Glaubenslehre mehrheitlich keine besondere Rolle mehr (ähnlich schon in früheren Erhebungen: MDG-Milieuhandbuch 2013; Oschatz 1999). Wenn im deutschen Sprachgebrauch Anhänger beliebiger Religionen häufig als „Gläubige“ bezeichnet werden, vermittelt diese Benennung einen falschen Eindruck von dem, was Religion in der realen Praxis war und ist. Wie das Beispiel Rom zeigt, kann eine Religion auch ohne eine Kirche oder kirchenähnliche Organisation existieren und benötigt auch keinen eigenen geistlichen Stand.

Ciceros Dialoge machen zudem ein modern anmutendes Konzept von „religiöser Bildung“

erkennen	<ul style="list-style-type: none"> • „Religion“ vs. „Philosophie“ abgrenzen und definieren • Ciceros skeptischen Standpunkt nachweisen und erläutern • Ciceros skeptische Sicht mithilfe der orthopraxen <i>religio</i>-Auffassung der Römer erklären
bewerten	<ul style="list-style-type: none"> • Merkmale antik-polytheistischer Kultreligionen beschreiben und mit heute verbreiteten Religionstypen vergleichen • Merkmale von Glaubensreligionen im Vergleich zu Kultreligionen bewerten
handeln	<ul style="list-style-type: none"> • eigene religiöse Standpunkte hinterfragen • aktiv an religiös-theologischen Diskursen teilnehmen und sich wertschätzend mit anderen religiösen Standpunkten auseinandersetzen

klar, sofern man überhaupt bei ihm davon sprechen kann, denn Religion war ja in der Antike kein Teil der *artes liberales* und insofern nicht wirklich ein anerkannter Teil der Allgemeinbildung (vgl. Kuhlmann 2020b S. 6f.). Für Cicero war es aber wichtig, die Fähigkeit zu vermitteln, professionell über theologische Fragen diskutieren zu können, die Grundlagen der römischen Staatsreligion kritisch zu hinterfragen und dabei auch jegliche philosophische Autorität in Frage zu stellen. Er wollte also anders als z. B. sein Zeitgenosse Varro kein (statisches) religiöses oder theologisches Wissen vermitteln, sondern diskursive Kompetenzen.

Eine Unterrichtseinheit zu Ciceros religionsphilosophischen Texten würde schließlich sehr gut in den eingangs erwähnten BNE-Orientierungsrahmen passen. Dort werden drei zentrale Kompetenzen definiert: erkennen – bewerten – handeln. Für die Behandlung des Themas mit den hier genannten Textstellen lassen sich in diesem Zusammenhang folgende konkrete Kompetenzen formulieren, die zeigen, dass das Thema Religion im Lateinunterricht einen wertvollen Beitrag zu einer fundierten und auf gegenwärtige Diskussionen vorbereitenden Allgemeinbildung beitragen kann (vgl. Kuhlmann 2020, S. 121f.) (vgl. Tabelle oben).

Literatur:

- Bertelsmann-Stiftung (2022): Religionsmonitor kompakt – Dezember 2022. Die Zukunft der Kirchen – zwischen Bedeutungsverlust und Neuverortung in einer vielfältigen Gesellschaft, <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/publikationen/publikation/did/religionsmonitor-kompakt-dezember-2022> [aufgerufen am 4.1.2023].
- Diez, C. (2021): Ciceros emanzipatorische Leserführung. Studien zum Verhältnis von dialogisch-rhetorischer Inszenierung und skeptischer Philosophie in *De natura deorum*, Stuttgart.
- Egelhaaf-Gaiser, U. (2017): Religion, in: P. Kuhlmann/S. Pinkernell-Kreidt (Hgg.): *Res Romanae*, Berlin, S. 227-243.
- Kultusministerkonferenz (2005): Einheitliche Prüfungsanforderungen in der Abiturprüfung Latein, Berlin.
- Faix, T. / Künkler, T. (2018): Generation Lobpreis und die Zukunft der Kirche. Das Buch zur empirica-Jugendstudie, Neukirchen.
- Kuhlmann, P. (2008): Die Macht des Numinosen. Prodigien und Götterwille in Rom, in: H. Spieckermann/R. Kratz (Hgg.), *Vorsehung, Schicksal und göttliche Macht*, Tübingen, S. 171-192.
- Kuhlmann, P. (2016): Religion im griechisch-römischen Kulturraum (Basisartikel), in: *AU* 29,2, S. 2-9.
- Kuhlmann, P. (2020a): Religion und Bildung bei Cicero als Thema für den Lateinunterricht, in: P. Kuhlmann / V. Marchetti (Hgg.), *Cicero als Bildungsautor der Gegenwart*, Heidelberg, S. 103-123.

- Kuhlmann, P. (2020b): *Bildungskultur und Religion in der ausgehenden römischen Republik*, in: P. Kuhlmann / V. Marchetti (Hgg.), *Cicero im Rahmen der römischen Bildungskultur*, Tübingen, S. 1-20.
- Kuhlmann, P. (2021): *Philosophen – Priester – Bürger. auctoritas und humanitas bei Cicero*, in: P. Gemeinhardt / T. Scheer (Hgg.): *Autorität im Spannungsfeld von Bildung und Religion*, S. 59-76.
- Medien-Dienstleistung-Gesellschaft (2013): *MDG-Milieuhandbuch 2013. Religiöse und kirchliche Orientierungen*, München.
- Michaels, A. (2006): *Der Hinduismus. Geschichte und Gegenwart*, 2. Aufl., München.
- Oschwald, H. (1999): *Glaube in Deutschland*, Mannheim.
- Rosenberger, V. (1998): *Gezähmte Götter. Das Prodigienwesen der römischen Republik*, Darmstadt.
- Rüpke, J. (2001): *Die Religion der Römer*, München.
- Scheid, J. (1997): *Römische Religion*, in: Graf, F. (Hrsg.): *Einleitung in die lateinische Philologie*, Stuttgart/Leipzig, S. 469-492.

Schreiber, J. / Siege, H. (2017): *Orientierungsrahmen „Globale Entwicklung“ im Rahmen einer Bildung für nachhaltige Entwicklung*, Berlin.

Schulausgaben:

- Sainitzer, L. (2007): *Inter religiones*. Lateinische Texte zu Religionen, Religionskonflikten und religiösen Dialogen, in: Gschwandtner, H. (Hrsg.): *Latein-Lektüre aktiv (ÖBV)*, Wien.
- Schmitz, D. / Wissemann, M. (2004): *Lektüre Latein. Rom und die Christen* (Stark), Freising.
- Waack-Erdmann, K. (2011): *Römischer Staat und frühes Christentum*, in: Maier, F. (Hg.), *Antike und Gegenwart* (C. C. Buchner), Bamberg.
- Wlosok, A. (1970): *Rom und die Christen. Zur Auseinandersetzung zwischen Christentum und römischem Staat* (Klett), Stuttgart.
- Wlosok, A. / Giesche, M. (2000): *Rom und die Christen. Zur Auseinandersetzung zwischen Christentum und römischem Staat* (Klett), Stuttgart.

PETER KUHLMANN

Echte Philosophie?

Neue Perspektiven auf die Cicero-Lektüre in der Oberstufe

1. Warum lesen wir Ciceros *Philosophica* in der Oberstufe?

Kein Autor kommt in der Lektürephase des Lateinunterrichts so häufig und in so unterschiedlichen Kontexten vor wie Cicero. In der Mittelstufe begegnet er in den Lehrplänen etlicher Bundesländer als Meister des Wortes, der mit allen Mitteln der rhetorischen Kunst scharfe Angriffe gegen Verres, Catilina oder Marcus Antonius fährt. In seinen Briefen entdecken wir einen engagierten, aber auch verzweifelten Politiker im Kampf um die Rettung der *res publica*. In der Oberstufe verschieben sich die Schwerpunkte. Dort werden meist Auszüge aus Ciceros staatstheoretischen und philosophischen

Werken gelesen, allen voran aus *De re publica*, *De finibus*, den *Tusculanae disputationes*, *De natura deorum* und *De officiis*. Mit *De re publica* ist dabei ein Werk aus Ciceros erster Schaffensperiode nach der Rückkehr aus dem Exil vertreten, während die übrigen der genannten Bücher zu Ciceros zweiter Schaffensphase kurz vor Ende seines Lebens zählen (vgl. Stroh 2008 für eine biographische Einordnung). Cicero hat also, das erfahren unsere Schülerinnen und Schüler, zu verschiedenen Zeitpunkten eine Vielzahl philosophischer Schriften verfasst. Doch ist Cicero auch ein Philosoph – oder nur ein Philosoph in Führungszeichen (Frisch 2020, S. 10), ein Philosophiehistoriker, Vielschreiber, Abschreiber und Übersetzer? Kann

man Cicero in den Kreis der Philosophen aufnehmen, und bieten uns seine philosophischen Schriften echte Philosophie, die auch heute noch etwas zu sagen hat?

Analysiert man *exempli gratia* den aktuell noch gültigen bayerischen G8-Lehrplan für die elfte Jahrgangsstufe, dann entdeckt man, dass *Cicero philosophus* gemeinsam mit Senecas *Epistulae morales* im Themenbereich 11.1 („*Vitae philosophia dux* – philosophische Haltungen“) behandelt wird (vgl. Lobe 2020 für eine Einordnung). Welches Ziel soll die Cicero-Lektüre dabei erfüllen? Einerseits geht es in diesem Themenbereich darum, die Philosophie der Antike als „Wegweiserin zur Lebensbewältigung in schwierigen Situationen“¹ kennenzulernen. Die Schülerinnen und Schüler sollen dazu angeregt werden, mit ihrer Hilfe über den Sinn im Leben, mögliche Lebenswege und die dahinterstehenden Wertebilder nachzudenken. Ein erstes Ziel dieses Themenbereichs liegt also im existenziellen Transfer, der dem Themenbereich seinen besonderen Reiz verleiht. Die antike Philosophie soll hier anhand von Schlüsselfragen des Menschseins einen erzieherischen Beitrag zur Persönlichkeitsbildung unserer Schülerinnen und Schüler leisten.

Andererseits geht es in diesem Themenbereich auch darum, den Schülerinnen und Schülern einen vertieften Überblick über die antike Philosophiegeschichte zu vermitteln. Als wichtige Stationen nennt der Lehrplan die Vorsokratiker mit „der Frage nach dem Ursprung des Seins“, dann die sokratische Wende und schließlich die hellenistischen Strömungen des Epikureismus und der Stoa, die in dieser Jahrgangsstufe einen Schwerpunkt bilden sollen. Schon dabei fällt auf, dass es sich bei diesem Überblick um griechische Themen handelt. Das Römische kommt nur am Rande vor, und

zwar in der Nennung von Cicero und Seneca, mithilfe deren Werke diese beiden Globalziele erreicht werden sollen. Eine eigene römische Perspektive erscheint nicht. Vielmehr heißt es, dass „die römische Philosophie griechisches Gedankengut übernimmt“ und sich dabei vor allem für die ethischen Themen interessiert. Dieser Befund erhärtet sich, wenn man im Unterpunkt „Texte und Autoren“ weiterliest. Neben dem existenziellen Lernen, das hier noch einmal konkretisiert wird, ist es gerade die Cicero-Lektüre, anhand derer die Schülerinnen und Schüler einen Überblick über die zentralen Strömungen der griechischen Philosophie gewinnen und sie passgenau voneinander unterscheiden sollen. Cicero selbst gerät dabei nur in zweifacher Hinsicht in den Fokus: So sollen die Schülerinnen und Schüler erkennen, dass sich Cicero – Stichwort „Eklektiker“ – für keine philosophische Richtung entschieden hat, sondern je nach Thema einzelnen philosophischen Anschauungen den Vorzug gibt. Das hänge mit Ciceros Zielsetzung zusammen, die darin bestehe, seinem römischen Publikum „erstmalig in lateinischer Sprache“ die griechische Philosophie näherzubringen. Der Lehrplan sieht Cicero also bestenfalls als Philosophen in Anführungszeichen; seine philosophischen Schriften erscheinen vor allem als Steinbruch, aus dem die einzelnen Blöcke der griechischen, vor allem der hellenistischen Philosophie mundgerecht herausgeschlagen werden. Eine römische Philosophie, eine eigenständige philosophische Agenda Ciceros kommt nicht in den Blick.

Damit steht der bayerische G8-Lehrplan nicht allein im deutschsprachigen Raum; vielmehr lässt sich diese Art der Schwerpunktsetzung in vielen anderen Lehrplänen beobachten (vgl. Frisch 2020, S. 9). Dies lässt

sich damit erklären, dass die Lehrpläne in einer langen, vor allem deutschen Forschungstradition stehen, die sich von der Philologie über die Philosophie bis hin in die Geschichtswissenschaft erstreckt (vgl. dazu Diez 2021, S. 30-34 sowie Diez 2022).

2. Das Paradigma der älteren Forschung: Cicero als mittelmäßiger Philosophie- historiker

Diese ältere Forschungstradition wirft noch immer einen langen Schatten und beeinflusst unser Cicero-Bild. Sie lässt sich prägnant in einem Aufsatz von R. Hoyer aus dem Jahr 1898 erkennen, in dem er nach den Quellen einzelner *Philosophica* Ciceros fragt und unter anderem für die Analyse des zweiten Buches von *De natura deorum* konstatiert:

Und es ist möglich, die wüste Verworrenheit Ciceros mit klarem Blicke zu durchschauen; man muss ihn nur mit einer Liebe lesen, die er eigentlich nicht verdient. Als Philologe aber sieht man durch den trüben Unverstand des römischen Dilettanten hinein in die Tiefen edler griechischer Geister. [...] Dass Cicero [...] wirklich nicht verstanden hat, was und wie er schrieb, werden wir für manche andere Schriften wie besonders für de nat. deor. II annehmen müssen. (Hoyer 1898, S. 39ff.)

Wie durch ein Brennglas finden sich hier auf engem Raum die topisch gewordenen Einwände, die gegen den Philosophen Cicero erhoben werden: Wenn Hoyer Cicero als „römischen Dilettanten“ bezeichnet, zielt er darauf ab, dass Cicero sein Leben nicht ausschließlich der Philosophie gewidmet hat und auch keine eigene philosophische Schule begründet hat, sondern nur zu den Zeiten philosophische Werke verfasst hat, in denen er politisch kaltgestellt bzw. persönlich stark getroffen war. Cicero sei also deshalb kein Philosoph, weil die Philosophie ihm nur als Lückenfüllerin und Therapeutin diene. Hoyers

nächster Vorwurf, Cicero habe nicht verstanden, was er schrieb, fasst die Beobachtung zusammen, dass Cicero manche Positionen und Ansichten der hellenistischen Philosophenschulen nicht treffend, nicht nach der orthodoxen Lehre oder zumindest nicht frei von Polemik und Überzeichnung darstellt. Schließlich bleibt noch der Vorwurf, dass Cicero „nicht verstanden hat, wie er schrieb“, was zu einer „wüsten Verworrenheit“ seiner Schriften führe. Dieser Vorwurf trifft nicht die philosophische, sondern die literarische Seite von Ciceros Schriften. Bei deren Analyse haben viele philologische Untersuchungen zutage gefördert, dass die einzelnen Reden, die Cicero seinen Dialogteilnehmern in den Mund legt, ‚verworren‘ gestaltet sind: Es fänden sich in den einzelnen Reden nämlich Doppelungen, überraschende Kürzen, Lücken oder Digressionen, die den Gedankengang nachhaltig störten. Auch das Verhältnis von Rede und Gegenrede wurde kritisiert. Erinnerung wir uns: In einigen Dialogen wie etwa in *De finibus* oder *De natura deorum* folgt auf jede dogmatische Rede, in der z. B. die epikureische oder stoische Position dargestellt wird, eine Gegenrede, die mögliche Schwachstellen der dogmatischen Rede aus einer „neutralen“ Warte aufzeigen soll. Die Forschung hat nun herausgearbeitet, dass manche Gegenreden nicht immer Bezug auf die Ausgangsrede nehmen, sondern Positionen angreifen, die dort gar nicht vertreten wurden. Außerdem werden manche Positionen übermäßig lang traktiert und manche hingegen kaum oder gar nicht berücksichtigt. Kurzum: Cicero gilt der älteren Forschung weder als Philosoph noch als guter Literat. Und dennoch hat sie sich lange und ausgiebig und fast schon leidenschaftlich mit Cicero beschäftigt. Denn trotz aller Schwächen hoffte man, durch Cicero einen Blick „in die Tiefen edler griechischer Geister“ zu werfen, deren Originalschriften in vielen

Fällen gar nicht überliefert sind. Der Philologe, so Hoyer, ist also gewissermaßen in der Lage, mit seinem philologischen Handwerkszeug die wertvollen Schätze der griechischen Philosophie zu heben, die im römischen Schlamm versteckt liegen, und diese wieder zum Strahlen zu bringen. Cicero gilt also nur als Quellenautor, der nicht um seiner selbst willen gelesen wird; das Eigentliche, das Vorbildliche und das Wertvolle ist die griechische Philosophie, die es aus ihm zu extrapolieren gilt.

3. Die Gegenargumente und Perspektiven der neueren Cicero-Forschung

Die neuere Cicero-Forschung setzt sich von diesem Forschungsparadigma ab. Sie fragt vielmehr danach, was denn Ciceros eigener philosophischer Standpunkt ist (vgl. e. g. Auvray-Assayas 2006, Ehlers 2011 und Woolf 2015). In den letzten zehn Jahren wird zudem immer öfter die Frage gestellt, ob es mit Cicero, Lukrez und Seneca nicht doch auch so etwas wie eine dezidiert „römische Philosophie“ gibt (vgl. Müller 2015), auch wenn durch die römischen Denker formal keine neue Philosophenschule begründet wurde. Außerdem fragt man stärker nach Ciceros Rezipientenkreis: Welche Vorbildung hatte seine Leserschaft, wie stand sie selbst zur griechischen Philosophie – und war das wirklich alles ‚Neuland‘ für Ciceros Leserschaft? Auch die Dialogform kommt immer mehr in den Blick der neueren Forschung. Während man früher davon ausging, dass Cicero die Gattung des Dialogs vor allem deshalb gewählt hat, weil er so seine griechischen Quellen ohne größere Systematik und Ordnung in eine lockere Form gießen konnte, fragt man nun nach der hermeneutischen Funktion der Dialogform (vgl. grundlegend Süß 1952 und Görler 1974 sowie bspw. Sauer 2007 für *De legibus*). Welchen inneren Zusammenhang gibt

es also zwischen Ciceros philosophischem Ansatz und der von ihm gewählten Gattung?

Was unterscheidet diese Forscherinnen und Forscher nun vom älteren Cicero-Paradigma? Zunächst einmal betonen sie Ciceros philosophische und literarisch-rhetorische Expertise. Dass Cicero, wie Hoyer behauptete, wirklich nicht verstand, was er schrieb, erscheint schon deshalb unwahrscheinlich, weil er wie kaum ein anderer bei den führenden Vertretern der damaligen Schulen Philosophie studierte; die Belege dazu finden sich vor allem in den Proömien von *De finibus* und *De natura deorum* (vgl. dazu Diez 2021, S. 35-71). Die Stoa lernte er etwa durch Diodotos und Poseidonios kennen – und gerade mit Diodotos blieb er lange in regem Austausch, nicht zuletzt deshalb, weil er ihn im Alter in sein Haus aufnahm. So stand ihm Diodotos bis zu dessen Tod als Gesprächspartner und philosophischer Ratgeber zur Verfügung. Den Epikureismus studierte er bei den Epikureern Phaidros und Zenon und die platonische Akademie bei Philon von Larissa und Antiochos von Askalon (vgl. Frisch 2020, S. 11 mit Stellenangaben). Philon war es auch, dem sich Cicero von allen philosophischen Lehrern am nächsten fühlte und dessen Ausrichtung des philosophischen Skeptizismus ihn nachhaltig beeinflusste. Auch studierte er die hellenistische Philosophie nicht nur intensiv während seiner Griechenlandreise. Vielmehr umgab er sich zeitlebens mit philosophisch gebildeten Gesprächspartnern wie eben dem Stoiker Diodotos oder seinem Freund und Verleger Atticus, der selbst Anhänger des Epikureismus war. Auch in Tiro, seinem Sekretär, Sklaven, später Freigelassenen und engen Vertrauten, stand ihm ein philosophisch gebildeter Gesprächspartner zur Verfügung. Zudem unterstreicht O. Gigon mit Recht in dieser Hinsicht Ciceros literarisch-rhetorische Expertise. Bei jemandem wie Cicero, der

nach jahrzehntelangem Training auch in kurzer Zeit in der Lage war, komplexe Sachverhalte in stringente und kunstfertige Reden zu gießen und der sich in Werken wie *De oratore* auch theoretisch mit der Redekunst beschäftigt hat, fällt es schwer zu glauben, dass ihm dies in seinen philosophischen Dialogen gar nicht gelungen sein soll (vgl. Gigon 1973). Methodisch liegt es daher nahe, die einzelnen Dialoge erst einmal als solche ernst zu nehmen und von einer bewussten literarischen Gestaltung auszugehen. Die Annahme, dass Cicero hier geschlampert hat und schludrig war, sollte am Ende einer Analyse als allerletzte Erklärungsoption stehen – und nicht etwa die Prämisse darstellen, die jede Untersuchung leitet. Mit Blick auf die ciceronischen Produktionsbedingungen gibt es zunächst also keine zwingenden Gründe, die grundsätzlich gegen Cicero als ernstzunehmenden Autor und Philosophen sprechen.

4. Cicero als skeptischer Philosoph

Wenn wir nun fragen, welchen philosophischen Ansatz Cicero selbst vertreten hat, dann lohnt es sich, einen Blick ins Proömium seiner Schrift *De natura deorum* zu werfen (vgl. dazu ausführlicher Diez 2021, 109-128). Dort fasst er nämlich noch einmal prägnant seine eigene philosophische Position zusammen, die er in den *Academica* in größerer Ausführlichkeit entfaltet hatte:

*Non enim sumus i, quibus nihil verum esse videatur, sed i, qui omnibus veris falsa quaedam adiuncta esse dicamus tanta similitudine, ut in is nulla insit certa iudicandi et ad sentiendi nota. Ex quo existit et illud multa esse probabilia, quae, quamquam non perciperentur, tamen, quia visum quendam haberent insignem et inlustrem, his sapientis vita regeretur.*²
(Cic. nat. deor. 1,12)

Cicero bekennt sich in dieser Passage zur skeptischen Philosophie. Skeptizismus bedeutet für

ihn allerdings nicht, grundsätzlich an allem zu zweifeln und in der Aporie zu enden, welche die Menschen handlungsunfähig zurücklassen würde. Eine radikale Skepsis, wie sie etwa Karneades und andere vertreten haben mögen, lehnt er also ab. Stattdessen gibt er sich als ein Anhänger der gemäßigten Skepsis zu erkennen, wie sie sein philosophischer Lehrer Philon von Larissa geprägt hat. Im Zentrum dieses Ansatzes steht die Suche nach dem Wahrscheinlichen (*probabile* oder *verisimile*, vgl. Fuhrer 1993 zum Begriff). Was genau bedeutet das? Cicero hält in der Nachfolge Philons an dem scharfen Gegensatz zwischen *verum* (Wahrheit) und *falsum* (Falschem) fest, der maßgeblich für die antike Philosophiegeschichte ist. Wie den anderen Philosophenschulen geht es auch ihm darum, mithilfe der Philosophie nach dem *verum* zu streben und das *falsum* als solches zu benennen und zu meiden. Im Gegensatz zu epikureischen und stoischen Ansätzen geht die gemäßigte Skepsis allerdings davon aus, dass es die Wahrheit als solche zwar gibt und dass man nach ihr suchen und streben soll, man sie letztlich aber nie zur Gänze erreichen wird. Dies liegt, wie Cicero in *Academica* 2,7 erklärt, einerseits an der *obscuritas in ipsis rebus*, also einer Unklarheit in den Dingen selbst. Hier zeigt sich das platonische Erbe der gemäßigten Skepsis. Die Wahrheit als solche ist in unserer Welt immer von falschen Eindrücken umgeben. Wir können uns also die Wahrheit wie einen geschliffenen Stein vorstellen, der von Moos und Staub bedeckt ist und um den sich andere Ablagerungen gebildet haben, die ein Erkennen des eigentlichen Steins unmöglich machen. In der Welt erscheint die Wahrheit nirgends eindeutig. Ein weiteres Problem ist die *infirmetas in iudiciis nostris*, also unsere eigene menschliche Unfähigkeit, die Wahrheit mithilfe unserer Sinne und unseres Verstandes sicher als

solche zu erkennen. Für Philon und Cicero ergibt sich daraus als Folge, dass man als Philosoph und aufgeklärter Mensch stattdessen nach dem *probabile* suchen soll. Das *probabile* ist diejenige Position, die nach rationaler Prüfung als die wahrscheinlichste aller möglichen Ansichten zu einer Fragestellung gelten kann. Auch beim *probabile* mag es zwar Elemente geben, die man eher dem *falsum* als dem *verum* zuordnen würde. Dennoch überwiegen hier die Eindrücke, die dem Bereich des *verum* zugeordnet werden können, so deutlich, dass der Weise sich auf sie verlassen kann. Das *probabile* wird ihm in der Folge zur handlungsleitenden Instanz. Der Weise wird dem *probabile* nicht vollends zustimmen (*adsentiri*), aber ihm doch folgen (*sequi*), um dadurch einen rational verantworteten Weg durchs Leben zu finden.

Wenn nun das *probabile* das einzige ist, das einem vernünftigen Menschen Orientierung gibt, steht die Frage im Raum, woran man es erkennen und auf welchem Weg man es finden kann. Im Proömium von *De natura deorum* gibt Cicero seinen Rezipienten dafür epistemologische Hilfestellungen auf den Weg. Das ist einer der Gründe, der gerade das Proömium von *De natura deorum* so reizvoll werden lässt: Cicero legt hier nämlich nicht nur allgemein seine skeptische Philosophie noch einmal in Kurzform dar, sondern gibt seiner Leserschaft auch Lesehinweise und Hilfestellungen mit, wie sie selbst nach dem *probabile* suchen kann. Ein wichtiger Hinweis dazu findet sich gegen Ende des Proömiums: *Quod facere is necesse est, quibus propositum est veri reperiendi causa et contra omnes philosophos et pro omnibus dicere.*³ (Cic. nat. deor. 1,11) Die Grundvoraussetzung, um das *probabile* herauszufiltern, besteht laut Cicero also erstens darin, die Positionen aller wichtigen Philosophenschule zu einer bestimmten Fragestellung zu kennen

und zweitens sie hinsichtlich ihrer jeweiligen Vor- und Nachteile bewerten zu können. Letztlich beschreibt er damit genau die Struktur vieler seiner skeptischen Dialoge, beispielsweise von *De finibus* oder *De natura deorum*. Dort widmet sich Cicero jeweils einer philosophischen Teilfrage – in *De finibus* der Ethik, in *De natura deorum* der Theologie. Zu dieser philosophischen Teilfrage lässt er dann die Vertreter der jeweiligen Schule selbst zu Wort kommen, bevor er ihre Ansicht aus einer skeptischen Warte kritisieren lässt. Dieses dialektische Verfahren, das Cicero selbst als *in utramque partem disserere* bezeichnet, stellt also die Grundvoraussetzung dar, um das *probabile* zu finden. Dabei warnt Cicero seine Rezipienten jedoch vor einer Überschätzung ihrer eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten: *Profecto eos ipsos, qui se aliquid certi habere arbitrantur, addubitare coget doctissimorum hominum de maxuma re tanta dissensio*⁴ (Cic. nat. deor. 1,14). Hier und an anderen Stellen im Proömium zeigt sich Cicero zurückhaltend gegenüber Ansätzen, die allzu großes Vertrauen in ihre Erkenntnisfähigkeit setzen und einen absoluten Wahrheitsanspruch vertreten. Das energische Pochen auf bestimmte Lehrsätze, das die Grenzen der eigenen Erkenntnisfähigkeit überschreitet, kennzeichnet laut Cicero das Gegenteil von einer vernünftigen philosophischen Haltung. Immer dann, wenn der Epikureer Velleius oder vor allem der Stoiker Balbus im weiteren Verlauf des Dialogs also metaphysische Sachverhalte so darstellen, als seien sie so gewiss wie der Blick aus dem Fenster, sollten die Rezipienten von *De natura deorum* skeptisch werden. An diesen Stellen könne man das *probabile* sicher nicht finden. Neben dem allzu großen Vertrauen in die eigene Erkenntnisfähigkeit kritisiert Cicero jedoch auch das allzu große Vertrauen in Lehrmeister oder vermeintliche Vorbilder:

Qui autem requirunt, quid quaque de re ipsi sentiamus, curiosius id faciunt, quam necesse est; non enim tam auctoritatis in disputando quam rationis momenta quaerenda sunt. Quin etiam obest plerumque iis, qui discere volunt, auctoritas eorum, qui se docere profitentur; desinunt enim suum iudicium adhibere, id habent ratum, quod ab eo, quem probant, iudicatum vident. Nec vero probare soleo id, quod de Pythagoreis accepimus, quos ferunt, si quid adfirmarent in disputando, cum ex iis quaeretur, quare ita esset, respondere solitos „ipse dixit“; ipse autem erat Pythagoras: tantum opinio praeiudicata poterat, ut etiam sine ratione valeret auctoritas.⁵ (Cic. nat. deor. 1,10)

Für Cicero bilden also die *auctoritatis momenta*, das heißt die Autoritätsargumente, und die *rationis momenta*, das heißt die Vernunftargumente, einen scharfen Gegensatz. Sich auf externe Autoritäten zu verlassen, ungeprüften Meinungen zu folgen und blindlings die Ansichten vermeintlicher Meister nachzusprechen, ohne sie selbst verstanden zu haben oder erklären zu können, kann laut Cicero kein Weg zum *probabile* sein. Seiner Leserschaft werden an dieser Stelle zwei wichtige Dinge nähergebracht. Erstens: Immer, wenn die Dialogteilnehmer im folgenden Dialog Positionen vertreten, die sie selbst nicht erklären können, sondern stattdessen nur auf Meisterworte verweisen, ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass sich dahinter das *probabile* verbirgt. Zweitens kann kein Lehrer für sich in Anspruch nehmen, das *probabile* ein für alle Mal und in einer für alle gültigen Weise entdeckt zu haben. Jeder Einzelne muss also seinen eigenen Verstand benutzen und für jede Fragestellung selbst nach dem *probabile* suchen. Auch Cicero kann nicht für sich beanspruchen, die Wahrheit gefunden zu haben; auch er hat kein Lösungsbuch, mit dessen Hilfe er seiner Leserschaft das *probabile* ein für alle Mal und definitiv zeigen kann. Stattdessen kann er ihnen in seinen Dialogen lediglich geeignetes Material bieten, mit dessen Hilfe seine

Rezipienten sich darin üben sollen, diskursiv alle Positionen nach dem *probabile* abzusuchen und sich somit idealiter dem *verum* zu nähern.

Neben diesen beiden Aspekten, die man als eine erste, skeptische Leseanweisung zusammenfassen kann, findet sich im Proömium von *De natura deorum* eine zweite Spur. Gleich zu Beginn des Werks beschreibt Cicero das religionsphilosophische Thema des Dialogs als eine *quaestio ad cognitionem animi pulcherrima*, also eine Fragestellung, die sich dazu eignet, das eigene Verstehen zu trainieren. Damit bereitet er also schon zu Beginn des Proömiums die gerade vorgestellte erste Leseanweisung vor. Darüber hinaus beschreibt er sein religionsphilosophisches Thema im Anschluss auch als *ad moderandam religionem necessaria*. Dadurch verdeutlicht Cicero, dass sich die Suche nach dem *probabile* nicht im luftleeren Raum abspielt. Ganz im Gegenteil: Er ermahnt seine Rezipienten durch solche und weitere Hinweise im Proömium dazu, immer die politischen und moralischen Konsequenzen zu bedenken, die die einzelnen philosophischen Positionen nach sich ziehen. Dies verdeutlicht er am Beispiel derjenigen Positionen, die von Göttern ausgehen, die nicht in das Weltgeschehen eingreifen und sich nicht von den Gebeten und Opfern der Menschen bewegen lassen. Wenn sich solch eine Position durchsetzen würde, so wäre laut Cicero zu befürchten, dass die römische Kultausübung und in der Folge auch die Wertvorstellung der *pietas* gefährdet wäre. Und das hätte schlimme Auswirkungen auf den Bestand des gesamten römischen Staats: *Atque haut scio, an pietate adversus deos sublata fides etiam et societas generis humani et una excellentissima virtus, iustitia, tollatur.*⁶ (Cic. nat. deor. 1,4)

Ciceros philosophische Position, sein römischer Skeptizismus, lässt sich also kondensieren

siert in diesen zwei Leseaufforderungen finden: Es geht ihm einerseits darum, dass seine Rezipienten methodisch geleitet und eigenverantwortlich das *probabile* herausfinden, und andererseits darum, dass sie dabei die politisch-gesellschaftlichen Folgen bedenken, die die jeweilige Position auf den römischen Staat und die römische Gesellschaft ausüben würde. Nun mag man einwenden, dass Cicero seiner römischen Leserschaft damit etwas ziemlich Anspruchsvolles zumutet. Fragen wir uns also zur Probe aufs Exempel danach, mit welchem Leserkreis Cicero gerechnet hat. Einen ersten Hinweis darauf finden wir wiederum im Proömium von *De natura deorum: Complures enim Graecis institutionibus eruditi ea, quae didicerant, cum civibus suis communicare non poterant, quod illa, quae a Graecis accepissent, Latine dici posse diffident*⁷ (Cic. nat. deor. 1,8). Cicero geht also von Lesern aus, die bereits ernsthaft mit griechischer Bildung in Berührung gekommen sind. Allerdings fehlt ihnen nun die Fähigkeit, darüber in ihrem römischen Sprach- und Kulturkreis angemessen sprechen zu können. Das griechische Wissen ist wie ein Fremdkörper, der unverbunden neben ihrer lateinischen Sprach- und Kulturwelt steht und daher in ihrem Alltagsleben keine rechte Funktion erfüllen kann. Dass Ciceros Ziel vor allem in der Sprachraumerschließung liegt, zeigt sich noch deutlicher in *Academica* 2,8f.:

*Nam ceteri primum ante tenentur adstricti, quam, quid esset optimum, iudicare poterunt; deinde infirmissimo tempore aetatis aut obsecuti amico aut cuidam aut una aliquoivus, quem primum audierunt, oratione capti de rebus incognitis iudicant et, ad quamcumque sunt disciplinam quasi tempestate delati, ad eam tamquam ad saxum adhaerescunt. [...] Iudicaverunt aut re semel audita <et> ad unius se auctoritatem contulerunt.*⁸

An dieser Stelle wird das Profil von Ciceros intendierten Rezipienten deutlich. Cicero zielt

nicht vornehmlich auf einen philosophischen Neuling ab, der mit der hellenistischen Philosophie erst noch vertraut gemacht werden muss. Vielmehr rechnet er mit Lesern, die philosophisch vorgebildet sind. Zu Ciceros Zeit avancierten philosophische Inhalte nämlich mehr und mehr zu einem kanonischen Teil des Bildungskanons für junge Römer. Dabei standen die jungen Römer allerdings vor dem Problem, dass sie das auf Griechisch und in einem griechischen Umfeld erworbene Wissen nicht in ihren eigenen kulturellen Rahmen übertragen konnten und sich, wenn überhaupt, nur mit einer einzigen philosophischen Schule näher beschäftigt haben. Bei dieser Schule, zu der ein junger Römer durch Zufall oder durch den Einfluss seiner Entourage geraten ist, bleibt er dann stehen – entweder aufgrund der *auctoritas* eines Meisters oder aufgrund seiner Unkenntnis der anderen Positionen, nicht jedoch aus innerer Einsicht und Überzeugung. Wenn er sich danach weiter mit der Philosophie beschäftigt, dann tut er das nur im engeren Freundeskreis zu Mußestunden, ohne größeren Konnex zu seinem römischen Alltagsleben und ohne vertiefte Kenntnis der übrigen Philosophenschulen. Mit seinen skeptischen Dialogen möchte Cicero diesen Zustand ändern. Er lädt seine römischen Mitbürger ein, sich von der Warte der Neuen Akademie aus erneut auf die Philosophie einzulassen, die relevanten philosophischen Positionen und ihre Ansätze selbstständig zu durchdenken und sie durch eine kritische und verantwortliche Prüfung in die kulturelle Sphäre Roms zu übertragen. Dadurch möchte Cicero seinen Mitbürgern dazu verhelfen, träges Wissen umzuwandeln und es zur konstruktiven Problemlösung in einer politisch und sozial turbulenten Zeit zu verwenden. Nicht philosophiehistorische Belehrung, sondern die Befähigung

zu einer eigenständigen und verantwortlichen Urteilsbildung ist Ciceros Ziel.

5. Perspektiven für die schulische Cicero-Lektüre

Nimmt man dieses neue Cicero-Bild ernst, dann ergeben sich daraus für den schulischen Oberstufenunterricht mehrere Folgen. Ein erstes Lernziel könnte zunächst darin bestehen, dass die Schülerinnen und Schüler Ciceros Ansatz einer gemäßigten und politisch verantworteten Skepsis kennenlernen, ihn beschreiben und sich kritisch mit ihm auseinandersetzen (Lernziel 1). Gerade die vorgestellten Passagen aus dem Proömium von *De natura deorum* (vgl. auch Kuhlmann 2020 zum Bildungswert von Ciceros Religionsphilosophie) und aus den *Academica* bieten sich an, um Ciceros skeptischen Ansatz anhand von überschaubaren, relevanten und verständlichen Textstellen herauszuarbeiten. Dieses Lernziel ergibt sich einerseits aus fachwissenschaftlichen Gesichtspunkten. Wenn die neuere Forschung nämlich zu dem ersten Konsens gekommen ist, dass Cicero kein bloßer Philosophiehistoriker war und kein reiner Eklektiker, sondern einen eigenständigen philosophischen Ansatz verfolgt hat, liegt es nahe, ihn auch als solchen bei der Behandlung von Ciceros *Philosophica* ernst zu nehmen⁹ und Cicero nicht nur als philosophiehistorischen Steinbruch zu verwenden (vgl. Wiener 2009). Dazu treten andererseits noch weitere, pädagogisch begründete Gesichtspunkte. So bietet es sich an, sich im Sinne des existenziellen Transfers kritisch mit Ciceros philosophischem Ansatz auseinanderzusetzen und ihn mit dem heutigen Wahrheitsdiskurs zu konfrontieren. Exemplarisch kann dies an den folgenden drei Anforderungssituationen gezeigt werden, bei denen es reizvoll scheint, Ciceros philosophi-

schen Ansatz mit heutigen Problemstellungen ins Gespräch zu bringen. Zum einen das Stichwort „Fake News“. Nicht zuletzt durch die neuralgische Prägung des Begriffs ‚alternative facts‘ lässt sich zeigen, dass in Teilen der Öffentlichkeit die scharfe Trennung zwischen *verum* und *falsum* nicht mehr ohne Weiteres akzeptiert wird. Erinnern wir uns: Mit dem Begriff ‚alternative facts‘ hat eine Beraterin des ehemaligen US-Präsidenten versucht, falsche Angaben seines Pressesprechers zur Publikumsgröße während der Amtseinführung zu legitimieren: Er habe nicht die Unwahrheit gesagt, sondern eben ‚alternative facts‘ präsentiert. Da die Unterscheidung zwischen *verum* und *falsum*, zwischen Tatsachenwahrheiten, bloßen Meinungen und falschen Behauptungen, auch medial brüchig geworden ist, gibt es in Teilen der Öffentlichkeit eine Tendenz, überhaupt nicht mehr nach dem *verum* zu fragen. Gerade hier könnte Ciceros Konzept des *probabile* eine Möglichkeit bieten, die immer schwieriger werdende Grenzziehung zwischen *verum* und *falsum* als solche anzuerkennen und dennoch nicht die Flinte ins Korn zu werfen. Nach der Analyse von Ciceros Wegweiser, wie sich das *probabile* erkennen ließe, könnte man leicht mit den Schülerinnen und Schülern darüber ins Gespräch kommen, welche dieser Kriterien auch heute noch hilfreich sein könnten und welche angepasst werden müssten. Wie sähe heute eine Suche nach dem *probabile* aus, welcher Kriterien müsste man sich bedienen? Zum anderen verschärft sich die epistemologische Herausforderung durch die mediale Verzerrung der Wirklichkeit in den sozialen Medien. Beautyfilter, Fotoshopbearbeitung, gute Beleuchtung und die richtige Pose führen beispielsweise dazu, dass unsere Schülerinnen und Schüler auf Instagram und TikTok mit unrealistischen

‚Schönheitsvorbildern‘ bombardiert werden. Auch wenn einige Influencerinnen und Influencer mittlerweile diese Mechanismen offenlegen und durch solche Bilder, die innerhalb kurzer Zeit hintereinander aufgenommen worden sind und die ein und selbe Person mal besonders schlank, mal mit Bauchansatz zeigen („not a before, not an after-Selfie“), auf die Gefahren dieses Trends hinweisen, werden unsere Schülerinnen und Schüler dennoch ständig mit solchen geschickt erzeugten Idealbildern konfrontiert, deren Wirkkraft sie sich nur schwer entziehen können. Dieses Phänomen ließe sich mit Gewinn mit Ciceros Diagnose ins Gespräch bringen, wenn er schreibt, dass die Wahrheit aufgrund der Unklarheit der Erscheinungen selbst und aufgrund unserer Schwäche, sie zu erkennen, nicht aufgedeckt werden kann. Beide Aspekte lassen sich in der Instagramisierung der jugendlichen Lebenswelt nachweisen: Ciceros unklare Erscheinungen entsprächen dabei den bearbeiteten Bildern, während die menschliche Schwäche, die Wahrheit als solche erkennen zu können, mit unserer Unfähigkeit korrespondiert, den manipulierten Bildern ihre Macht über uns zu entziehen. En passant könnte das Fach Latein dadurch auch einen Beitrag zur Medienbildung leisten, die bundesweit in den übergreifenden Bildungs- und Erziehungszielen verankert ist. Schließlich kann man auch die Frage nach der politischen Verantwortung von gesicherten Erkenntnissen stellen. Ciceros ja nicht ganz unproblematische These, dass das *probabile* sich nicht nur vor dem Forum der Vernunft, sondern auch des öffentlichen Wohls rechtfertigen muss, ließe sich anhand von Herausforderungen beispielsweise der Corona-Pandemie aktualisieren. Darf ein Forscher erste Erkenntnisse und Hinweise zu einem Virus öffentlich machen, auch wenn er fürchten

muss, dadurch implizit zu Hamsterkäufen, Panik und öffentlichen Unruhen beizutragen? Welche möglichen Szenarien, die sich mehr im Bereich des *probabile* als des *verum* aufhalten, sollen etwa Modellierer gegenüber Politikerinnen und Politikern kommunizieren, die sie beraten sollen? Anhand solcher oder ähnlicher Fragestellungen lässt sich das von Cicero aufgeworfene Problem einer verantworteten Erkenntnistheorie diskutieren: Darf ich probabilistische Erkenntnisse zurückhalten, wenn ich denke, damit das öffentliche Wohl potenziell zu gefährden oder zumindest in Unruhe zu versetzen?

Neben diesem ersten Lernziel, das sich aus fachwissenschaftlichen und pädagogischen Gründen ergibt, ließen sich noch weitere Schlussfolgerungen für die Cicero-Lektüre ziehen. Wenn man nämlich davon ausgeht, dass Cicero seine Dialoge nicht dazu geschrieben hat, um ein unkundiges Publikum zum ersten Mal über die griechische Philosophie zu informieren, sondern er stattdessen Material zur Ausbildung der Urteilsfähigkeit einer philosophisch schon vorgebildeten Leserschaft bereitstellt, sollte das berücksichtigt werden, indem diese Lesehaltung bei der Interpretation ausgewählter Texte berücksichtigt wird. Der einfachste Weg bestünde darin, durch geeignete Sachinformation den Schülerinnen und Schülern das nötige philosophische Hintergrundwissen zum jeweiligen Text schon im Vorfeld im Sinne eines „Advance organizers“ (Wahl 2013, S. 97-102 sowie S. 146-161) zur Verfügung zu stellen und die spätere Interpretation dadurch zu entlasten. Die Analyse des Cicero-Textes stünde dann nicht mehr unter der Perspektive, aus ihm das epikureische Freundschaftsbild, das stoische Götterbild, die akademische Begründung des Gemeinwohls oder ähnliches herauszuarbeiten, sondern zu analysieren, wie Cicero es seine

Dialogredner darstellen lässt. Wie die antike Leserschaft könnte man also fragen: Wo erkennen wir besonders überzeugende Argumente, in denen das *probabile* aufscheint, weil der jeweilige Redner ein widerspruchsfreies, evidenzbasiertes und für die römische Lebenswelt anschlussfähiges Argument entfaltet? Und wo sind einzelne Argumente der Dialogredner von Cicero schon als kritisch bzw. schwach gezeichnet, etwa weil der Gesprächspartner selbst sie nicht begründet, nur auf Meisterworte verweist, scharfe Polemik einsetzt oder die eigene Erkenntnisfähigkeit überstrapaziert? Dabei darf nicht übersehen werden, dass bei Cicero Rede und Gegenrede im Dienst der Urteilsbildung stehen: Überall, auch in den Gegenreden, ist mit unterschiedlichen Plausibilitätsgraden zu rechnen. Auch die skeptische Gegenrede ist also nicht das Lösungsbuch, auch hier findet sich nicht das *probabile* in Reinform, auch hier müssen die Rezipienten wachsam prüfen. Die Schülerinnen und Schüler werden durch einen solchen Interpretationsansatz in die Lage versetzt, den Zusammenhang zwischen Ciceros Skeptizismus und der Dialogform seiner Werke zu erklären und vor diesem Hintergrund ausgewählte Passagen aus seinen *Philosophica* zu interpretieren (Lernziel 2).

Um dieses letzte Lernziel mit einem abschließenden Beispiel zu erläutern, bieten sich wiederum Passagen aus *De natura deorum* an. So lassen sich die unterschiedlichen Plausibilitätsgrade beispielweise in der Rede des Epikureers Velleius im ersten Buch von *De natura deorum* nachweisen. Ganz orthodox begründen die Epikureer normalerweise die Existenz der Götter damit, dass die Menschen eine atomistisch vermittelte Vorstellung von den Göttern haben (vgl. Essler 2011 zur epikureischen Theologie). Diese Vorstellung resultiere daraus, dass die

feinen Götteratome vor allem im Schlaf auf die Menschen einströmen. Deshalb hätten die Menschen eine klare Vorstellung von der Existenz, dem Aussehen und den Eigenschaften der Götter, ohne sie selbst direkt gesehen zu haben. Cicero lässt Velleius hingegen die Existenz der Götter einerseits mit dem *consensus omnium*-Argument begründen, das in stark verkürzter Form lautet: Das, was alle Menschen glauben, muss wahr sein (Cic. nat. deor. 1,44f.). Außerdem schließen sich bei Velleius Argumentationsformen, beispielsweise mithilfe des Kettenschlusses an, die die epikureische Göttervorstellung allgemein-rational begründen (Cic. nat. deor. 1,46ff.). Indem Cicero hier auf den leicht zu widerlegenden atomistischen Beweis verzichtet, der gerade für antike Leser den Charakter einer wenig glaubwürdigen Notlösung hat, stärkt er den Auftakt der Velleius-Rede und verleiht ihr epistemologische Plausibilität. Wenn Velleius allerdings im Anschluss daran begründen möchte, wieso die Götter ausgerechnet eine menschliche Gestalt besitzen und wie sie von den Menschen wahrgenommen werden können, flüchtet er sich im berühmten *quasi corpus*-Kapitel etwa in die bloße Zitation von Meisterworten und epikureischer Fachtermini, die nicht weiter erklärt werden (Cic. nat. deor. 1,49ff.) – Inszenierungstechniken, die wenig allgemeine Plausibilität für sich beanspruchen können. Wenn Cotta als skeptischer Gegenredner sich im Anschluss daran an die Widerlegung der epikureischen Position macht, finden sich auch hier unterschiedliche Plausibilitätsgrade. So formuliert er einerseits gewichtige Einwände gegen Velleius, indem er zum Beispiel die Folgen aufzeigt, die die Idee von menschlich aussehenden Göttern nach sich zieht: Was sollten denn die Götter mit ihren Gliedmaßen anfangen? Sollen sie essen, trinken,

schlafen und sich sogar paaren? Umrahmt wird diese scharfsinnige Widerlegung allerdings von polemischen *ad personam*-Angriffen, die Cottas Überzeugungskraft an dieser Stelle merklich schwächen (Cic. nat. deor. 1,94f.).

Für die fachdidaktische Forschung und die Lehrbucharbeit der nächsten Jahre bietet sich also die reizvolle Aufgabe, solche und weitere relevanten Stellen aus Ciceros Werk zu identifizieren, sie für Oberstufenschülerinnen und -schüler zu erschließen und sie anhand von geeigneten Anforderungssituationen mit der heutigen Lebenswelt ins Gespräch zu bringen. Künftige Schülerinnen und Schüler könnten Cicero auf diese Weise als einen Philosophen kennenlernen, dessen Ansatz und philosophische Methode auch für die heutige Zeit in mehrfacher Hinsicht lohnend sind und einen echten Bildungswert entfalten.

Literatur:

- Auvray-Assayas, C. (2006): Cicéron, Paris.
- Diez, C. (2021): Ciceros emanzipatorische Leserführung. Studien zum Verhältnis von dialogisch-rhetorischer Inszenierung und skeptischer Philosophie in *De natura deorum*, Stuttgart.
- (2022): Ciceros *De natura deorum* und die deutsche Quellenforschung. Wissenschaftsgeschichtliche Überlegungen zu einer problematischen Verbindung, in: C. Diez / C. Schubert (Hg.): Zwischen Skepsis und Staatskult. Neue Perspektiven auf Ciceros *De natura deorum*, Stuttgart, S. 95-116.
- Ehlers, W.-W. (2011): Der Philosoph Cicero, Forum Classicum 54, S. 264-273.
- Essler, H. (2011): Glückselig und unsterblich. Epikureische Theologie bei Cicero und Philodem. Mit einer Edition von Pherc. 152/157, Kol. 8-10, Basel.
- Frisch, M. (2020): *Cicero philosophus*. Ciceros philosophische Schriften im Lateinunterricht, in: P. Kuhlmann / V. Marchetti (Hg.): Cicero als Bildungsautor der Gegenwart, Heidelberg, S. 9-33.

- Fuhrer, T. (1993): Der Begriff *veri simile* bei Cicero und Augustin, MH 16, S. 1-28.
- Gigon, O. (1973): Cicero und die griechische Philosophie, ANRW I.4, S. 226-261.
- Görler, W. (1974): Untersuchungen zu Ciceros Philosophie, Heidelberg.
- Hoyer, R. (1898): Quellenstudien zu Ciceros Büchern *de natura deorum, de divinatione, de fato*, RhM 53, S. 37-65.
- Kuhlmann, P. (2020): Religion und Bildung bei Cicero als Thema für den Lateinunterricht, in: Kuhlmann, P. / V. Marchetti (Hg.): Cicero als Bildungsautor der Gegenwart, Heidelberg, S. 103-123.
- Lobe, M. (2020): *Cicero philosophus* im bayerischen Gymnasium, in: P. Kuhlmann / V. Marchetti (Hg.): Cicero als Bildungsautor der Gegenwart, Heidelberg, S. 35-44.
- Müller, G. M. (2015): Transfer und Überbietung im Gespräch. Zur Konstruktion einer römischen Philosophie in den Dialogen Ciceros, Gymnasium 122, S. 275-301.
- Sauer, J. (2007): Argumentations- und Darstellungsformen im ersten Buch von Ciceros Schrift *De legibus*, Heidelberg.
- Schäublin, C. (1995): Marcus Tullius Cicero. Akademische Abhandlungen. Lucullus. Text und Übersetzung von C. Schäublin. Einleitung von A. Graeser und C. Schäublin. Anmerkungen von A. Bächli und A. Graeser, Hamburg.
- Stroh, W. (2008): Cicero. Redner, Staatsmann, Philosoph, München.
- Süß, W. (1952): Die dramatische Kunst in den philosophischen Dialogen Ciceros, Hermes 80, S. 419-436.
- Wahl, D. (2013): Lernumgebungen erfolgreich gestalten. Vom trägen Wissen zum kompetenten Handeln, Bad Heilbrunn.
- Wiener, C. (2009): Theorie und Therapie. Zur Lektüre der philosophischen Schriften von Cicero und Seneca in der elften Jahrgangsstufe, in: R. Kussl (Hg.): Lateinische Lektüre in der Oberstufe, Speyer, S. 59-90.
- Wolf, R. (2015): Cicero. The philosophy of a Roman Sceptic, London.
- Lehrplan der elften Jahrgangsstufe an bayerischen Gymnasien (G8): https://www.gym8-lehrplan.bayern.de/contentserv/3.1.neu/g8.de/id_26534.html [29.12.2022].

Lehrplan der zwölften Jahrgangsstufe an bayerischen Gymnasien (G9): [https://www.lehrplanplus.bayern.de/fachlehrplan/gymnasium/12/latein/\[29.12.2022\]](https://www.lehrplanplus.bayern.de/fachlehrplan/gymnasium/12/latein/[29.12.2022]).

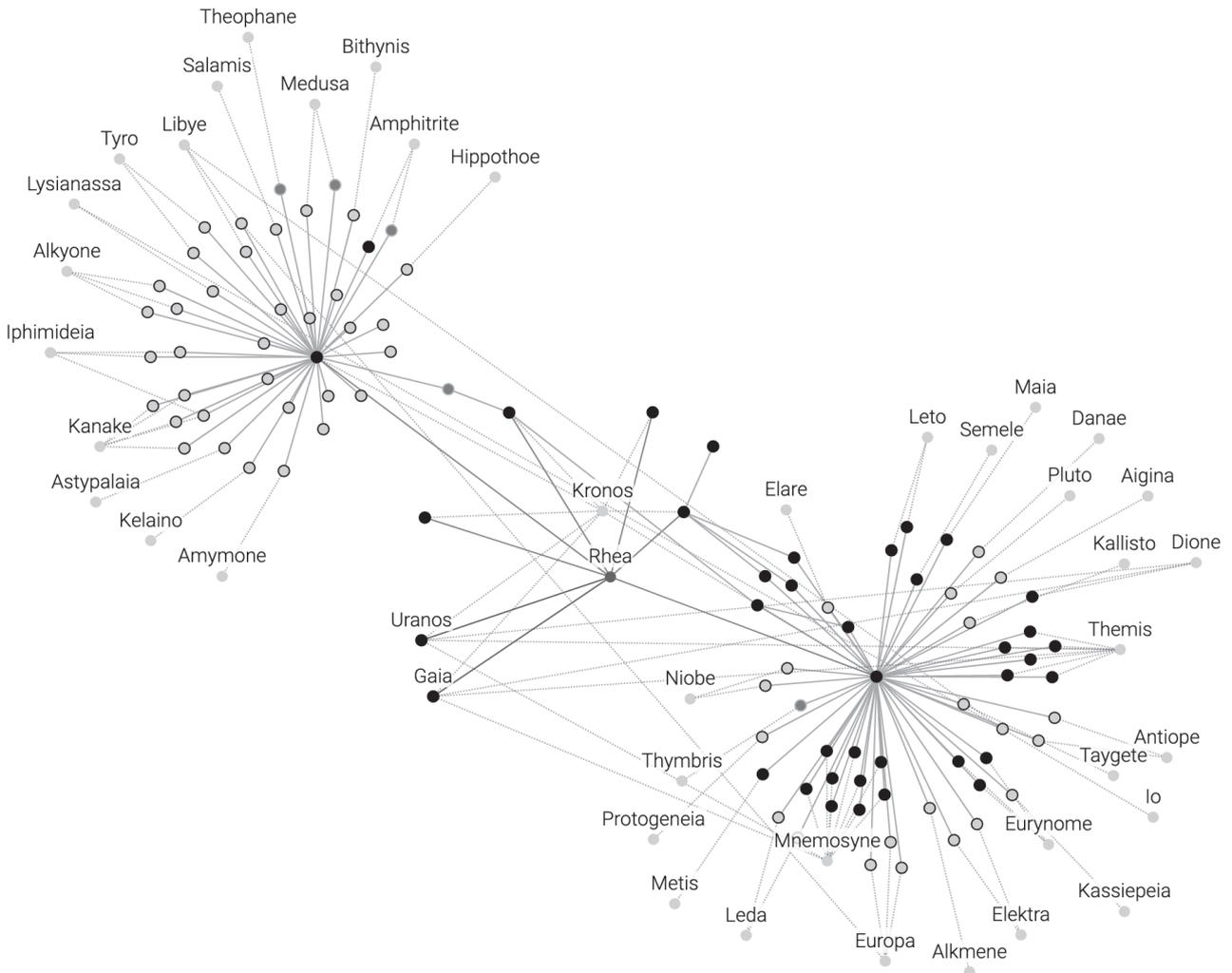
Anmerkungen:

- 1) Hyperlinks als Quellenangabe zu den Zitaten aus dem Lehrplan finden sich bei den Literaturangaben.
- 2) „Ich gehöre nämlich nicht zu denjenigen Philosophen, denen es scheint, als gebe es keine Wahrheit, sondern zu denen, die sagen, dass allen wahren Erscheinungen etwas Falsches beigefügt ist und dass sich beides, Wahres und Falsches, so sehr ähneln, dass es an ihnen kein sicheres Zeichen gibt, um ein Urteil zu fällen und seine Zustimmung zu geben. Daraus folgt, dass vieles wahrscheinlich ist. Und obwohl das Wahrscheinliche nicht mit letzter Sicherheit als solches begriffen werden kann, kann dennoch das Leben des Weisen davon bestimmt werden, da es eine ziemlich deutliche und eindruckliche Vorstellung von der Wahrheit vermittelt.“
- 3) „Dies zu tun [gemeint ist das Kennenlernen aller zentralen Philosophenschulen, Anm. d. Verf.] ist für diejenigen nötig, die sich vorgenommen haben, zur Wahrheitsfindung sowohl gegen alle Philosophen als auch für sie zu sprechen.“
- 4) „Tatsächlich wird gerade diejenigen, die meinen, dass sie eine sichere Erkenntnis haben, die so große Uneinigkeit unter den gebildetsten Menschen hinsichtlich einer so wichtigen Angelegenheit dazu bringen, ihr sicher geglaubtes Wissen in Frage zu stellen.“
- 5) „Aber diejenigen, die danach fragen, was ich selbst über jede philosophische Frage denke, fragen neugieriger nach, als es nötig ist. Bei philosophischen Diskussionen darf man nämlich nicht so sehr nach der Bedeutung der Person fragen als vielmehr nach dem Gewicht der Argumentation. Ja sogar schadet den Lernwilligen meist sogar das Ansehen derjenigen, die vorgeben, etwas zu vermitteln. Sie hören dann nämlich auf, sich ihr eigenes Urteil zu bilden, und halten das für wahr, von dem sie sehen, dass derjenige, den sie schätzen, es als wahr beurteilt hat. Auch missbillige ich für gewöhnlich das, was man über die Pythagoreer gehört hat; von ihnen heißt es, dass sie, wenn sie in einer philosophischen Diskussion einer Behauptung zustimmten und man sie fragte, warum sie ihr

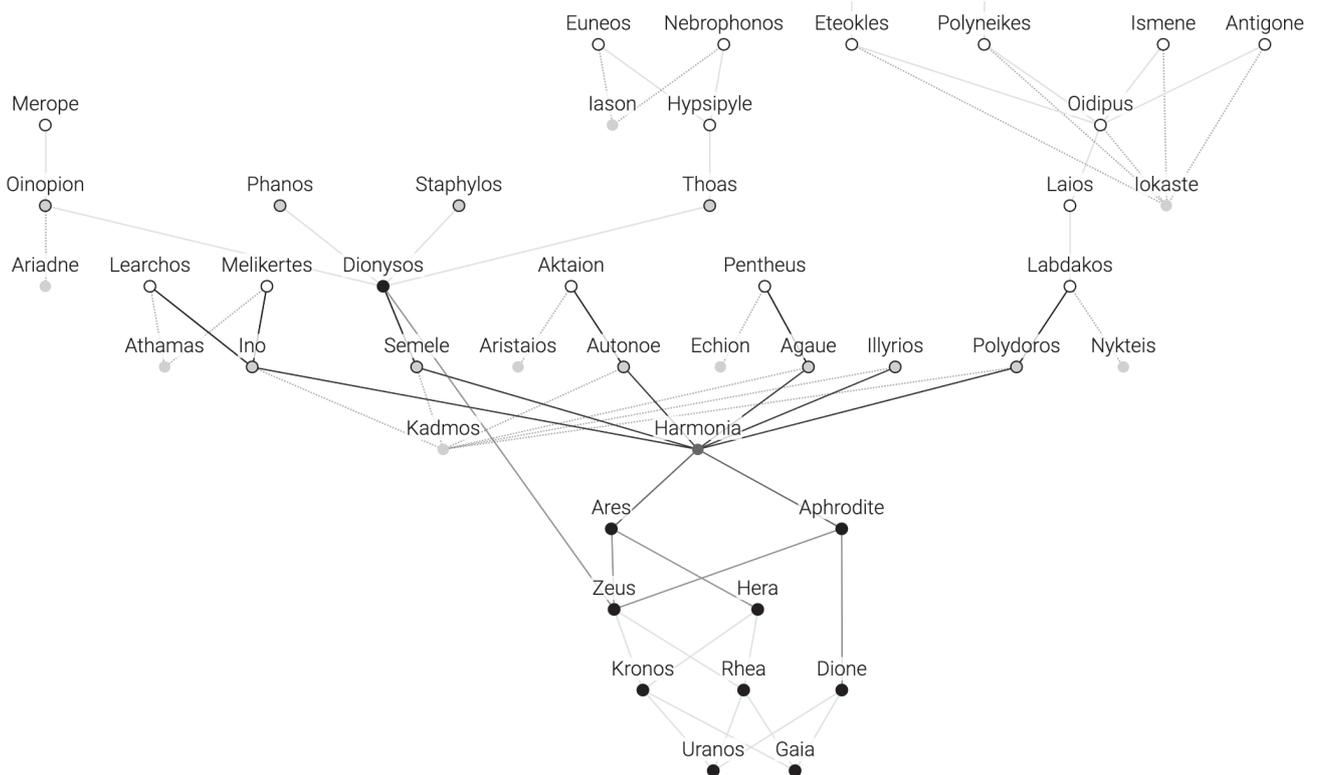
denn zustimmten, für gewöhnlich antworteten: ‚Er selbst hat es gesagt.‘ Mit ‚er selbst‘ aber war Pythagoras gemeint. So viel vermochte eine vorgefasste Meinung, dass Pythagoras‘ Ansehen sogar ohne eigene Prüfung ausreichte.“

- 6) „Und ich weiß nicht, ob nach der Beseitigung der Frömmigkeit gegenüber den Göttern nicht auch die Vertragstreue, der Zusammenhalt unter den Menschen und die eine herausragende Tugend, nämlich die Gerechtigkeit, beseitigt werden würden.“
- 7) „Denn gar nicht wenige, die in griechischen Einrichtungen unterrichtet worden waren, konnten das, was sie dort gelernt hatten, nicht mit ihren Mitbürgern teilen, weil sie bezweifelten, dass sich die Inhalte, die sie von Griechen empfangen hatten, auf Lateinisch ausdrücken ließen.“
- 8) Lateinischer Text und deutsche Übersetzung folgen Schäublin 1995: „Die andern nämlich sind erstens gebunden und sitzen fest, bevor sie auch nur in die Lage gekommen sind zu entscheiden, was das Beste sei; zweitens schließen sie sich in einem Lebensalter, dem die erforderliche Selbstständigkeit am meisten fehlt, entweder an irgendeinen Freund an, oder sie lassen sich fangen durch eine einzige Rede eines beliebigen Menschen, unter dessen Zuhörer sie zuerst geraten sind: dann entscheiden sie über Dinge, die sie nicht erkannt haben; und gegen welche Lehre auch immer sie wie von einem Sturm getrieben worden sind, daran klammern sie sich fest wie an einen Felsen. Entschieden aber haben sie sich für eine philosophische Lehre, nachdem sie sich eine Sache ein einziges Mal angehört hatten, und sie haben sich gleich der Autorität eines einzigen anvertraut.“
- 9) Der neue bayerische LehrplanPLUS für die 12. Jahrgangsstufe, die zum ersten Mal im Schuljahr 24/25 unterrichtet werden wird, eröffnet bspw. bereits eine solche Möglichkeit. In den Kompetenzerwartungen zum Lernbereich 12.1 heißt es sowohl für das grundlegende als auch für das erhöhte Anforderungsniveau: „Die Schülerinnen und Schüler weisen in Ciceros Umgang mit philosophischen Konzepten seine akademisch-skeptische Grundhaltung [...] nach“. Hierin ist ein echter Fortschritt zu sehen, da Cicero zum ersten Mal um seiner selbst willen innerhalb des Philosophiekapitels erscheint.

CHRISTOPHER DIEZ



mythoskop.de



MYTHOSKOP. Ein interaktives, navigierbares Webportal und seine Entstehung

Mit der Freischaltung des Mythoskop am 11. Januar 2023 steht ab sofort ein Webportal zur Verfügung, dessen erklärtes Ziel es ist, die griechisch-römischen Mythen als ältestes Geschichtennetz unseres Kulturkreises im digitalen Netz der Gegenwart auf neue Weise erlebbar zu machen. Im vorliegenden Beitrag möchten wir die Entstehung dieser aktuellen Version des Mythoskops nachzeichnen und Ihnen einen Einblick in die fünf Funktionsebenen des Portals und dahinter stehende Überlegungen geben.

Phase 1: Initiierung

Ausgangspunkt ist das bereits im Jahr 2007 von Anke Tornow entwickelte und an der Burg Giebichenstein (Hochschule für Kunst und Design Halle) im Bereich Multimedia/VirtualReality-Design eingereichte Diplomprojekt zum Thema ‚Mythoskop – Interaktive Visualisierung des antiken Mythengeflechts‘ mit der dazugehörigen Diplomarbeit „mündlich schriftlich digital – Die Zeitenreise der griechischen Mythen“.¹ Der in diesem Zuge entstandene Prototyp des Mythoskops fand, da er auf Grundlage von Flash programmiert war, seit dem Jahr 2020 keine Browser-Unterstützung mehr. Damit war die Idee geboren, das Projekt neu und vor allem in einer grundsätzlich erweiterten Dimension anzugehen. 2021 kamen die Altertumswissenschaften und die Informatik der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg als Kooperationspartner hinzu und die Suche nach Fördermöglichkeiten begann. Mit einem Arbeitsstipendium der Akademie der Künste gelang es Anke Tornow im Herbst 2021, die Arbeit am Thema zu intensivieren und zu

Beginn des Jahres 2022 bewilligte ihr das Land Sachsen-Anhalt im Rahmen des Programms „Digital Creativity“ eine nennenswerte Fördersumme, die es ermöglichte, in der extrem knappen Förderzeit von einem Kalenderjahr die aktuelle Version des Mythoskops zu entwickeln.

Phase 2: Projektplanung

Das erste Quartal des Jahres 2022 war der Planung der Datenstruktur, Tests zur Datenerfassung und der Quellenarbeit gewidmet; erste Arbeitstreffen mit ProjektpartnerInnen und potentiellen NetzwerkpartnerInnen fanden statt.

Leitend für die Überlegungen zur Funktionalität und Ästhetik des Webportals war der Wunsch, einerseits die Komplexität des Mythenkosmos sichtbar zu machen, andererseits aber nicht auf die Detaildichte und das Deutungsspektrum antiker Mythen mit ihren vielfältigen Umformungen und Neukontextualisierungen zu verzichten. Aus Nutzerperspektive soll das Portal intuitiv erschlossen werden können und Lust auf ein tieferes Eintauchen und Navigieren im Mythennetz machen. Mit der redaktionellen Erfassung der Datengrundlage setzt das Mythoskop-Portal andere Akzente als auf Text Mining basierende Projekte.²

Eine Grundkonstante antiker Mythen ist ihre permanente Veränderung, nicht nur in Bezug auf narrative Details, sondern auch in Bezug auf das mythische Personal, Verwandtschaftsverhältnisse und Namen von Göttern und Göttinnen. Auf welcher Quellenbasis könnten wir das Mythoskop also aufbauen? Wir entschieden uns schlussendlich, das mythographische Werk

des griechischsprachigen Autors Apollodor als Grundlage für die Stammbaumdarstellung in dieser ersten Entwicklungsphase des Mythoskops zu nehmen – begleitet bereits von dem Gedanken, dass es möglich sein sollte, das entstehende Webportal in zukünftigen Arbeits- und Förderphasen auszubauen und quasi schichtenweise weitere Autoren, insbesondere Ovid und seine *Metamorphosen*, zu erschließen.

Warum Apollodor als Referenzautor? Dieser schwer datierbare und vermutlich im 1. Jh. n. Chr. lebende Autor³ bietet in seinem drei Bücher umfassenden Werk *Bibliothèque* einen sehr systematischen und dabei nahezu alle Sagen umfassenden Durchgang durch den mythischen Stoff: Beginnend mit der Theogonie, der Entstehung der Götter, führt seine Darstellung in genealogischer Ordnung an den sechs großen Göttergeschlechtern – den Nachfahren des Deukalion – orientiert und damit die wichtigsten griechischen Sagenkreise abbildend bis hin zu den Heldengeschichten rund um den Trojanischen Krieg. Dieser letzte Teil von Apollodors *Bibliothèque* mit den Mythen um Theseus, Pelops und den Trojanischen Krieg ist leider nicht im Original erhalten, uns aber glücklicherweise in Auszügen, die noch aus einem vollständigen Exemplar der *Bibliothèque* schöpfen konnten, überliefert: der *Epitome*, die wiederum in sieben kleine Bucheinheiten unterteilt ist. Apollodors Stil ist verdichtet bis hin zu katalogartigen genealogischen Aufzählungen, seine Mythen Darstellungen sind nüchtern und meist frei von Wertungen.

Auffällig ist, dass Apollodor als Quellen v. a. Homer, Hesiod und zwei uns nicht mehr direkt erhaltene Mythographen des 5. Jhs. v. Chr. (Pherekydes von Athen und Akusilaos von Argos), eventuell über ein frühes mythographisches Handbuch vermittelt,⁴ nutzte und

uns damit eine sehr frühe Stufe des griechischen Mythenkosmos konserviert hat. Selbst die großen griechischen Tragiker mit ihren den Mythenstoff plastisch ausmalenden Tragödien finden kaum Niederschlag in seinem Werk. Auch die römische Mythologie ist nicht berücksichtigt. All diese Eigenheiten Apollodors – sein umfassender, äußerst systematischer und auf Genealogien fixierter Durchlauf, knapp, deutungsfrei – machen diesen mythographischen Text zu einer geeigneten Basis für die Erfassung in einer Datenbank.

Phase 3: Ausführung

Bereits im Frühjahr 2022 konnte mit der Programmierung der Datenbank begonnen werden, ab Juni mit der Programmierung des eigentlichen Portals und seiner Komponenten, die in engen Absprachen zwischen Anke Tornow und den beiden Informatikern Janis Dähne und Sebastian Karius aus dem Bereich der eHumanities der MLU bis zur letztendlichen Freischaltung des Mythoskops einer permanenten Weiterentwicklung und Optimierung unterlagen.

Parallel dazu konnten wir über Werkverträge ein großes Redaktionsteam vor allem an Studierenden gewinnen, die über Monate genealogische Angaben aus Apollodor als Basis für die Stammbaum-Darstellung sowie verdichtete Mythen-Informationen als Basis für die Geschichtenstränge in die Datenbank eingepflegt haben. Wo Apollodor Abstammungsvarianten bietet, wurde die Hauptvariante in den digitalen Stammbaum des Mythoskops aufgenommen. Da der Apollodor-Text über einen Textviewer im Mythoskop ansteuerbar gemacht werden sollte, musste eine rechtfreie Übersetzung zugrunde gelegt werden. Dafür wurde ein von der Bayerischen Staatsbiblio-

thek bereitgestelltes Digitalisat der *Bibliothèque*-Übersetzung von Christian Gottlob Moser aus dem Jahre 1828 genutzt, überarbeitet und der Übersetzungsstil stilistisch den Erfordernissen unserer Zeit angepasst sowie insbesondere auf einen nicht (nur) altphilologisch geprägten Nutzerkreis als mögliche Zielgruppe geachtet. Die von Moser seinerzeit nicht übersetzte *Epitome* bedurfte, da hierfür keine rechtfreien Übersetzungen vorliegen,⁵ einer neuen, von Anne Friedrich erstellten Übersetzung, die in Kürze komplett im Mythoskop zur Verfügung steht. Die den deutschen Textfassungen von *Bibliothèque* und *Epitome* im Mythoskop zugrundeliegende textkritische Apollodor-Edition von Wagner aus dem Jahr 1926⁶ ist trotz vielfacher wissenschaftlicher Arbeiten zu Apollodor und einer seit langer Zeit angekündigten neuen Edition⁷ immer noch Standard und zudem – mit gleicher Kapiteleinteilung – auch von James G. Frazer in seiner Loeb-Ausgabe genutzt worden, die wiederum als rechtfreie Edition des griechischen Originaltextes und englische Übersetzung in der scaife-perseus-Datenbank (Open Greek and Latin Perseus Digital Library: <https://scaife.perseus.org>) frei zugänglich ist.

Prinzipiell richtet sich das Mythoskop an alle am antiken Mythenkosmos und seinen Transformationen Interessierten; der Nutzerkreis sollte von Beginn an möglichst offen gehalten werden. Gleichwohl bietet es sich auch für den Einsatz in der Schule an, neben dem Altsprachenunterricht insbesondere für die Fächer Deutsch, Geschichte und Kunsterziehung.

Erste Überlegungen für in das Mythoskop zu integrierende Unterrichtsangebote ließen Ideen zu einem Fabelwesen-Labor, einem Verwandlungs-Rätsel und einem Fabelwesen-Krimi-Rätsel inklusive kleiner animierter Videos Gestalt annehmen. Diese Tools sollen als eine

Art Intro-Spiel die verschiedenen Komponenten des Mythoskops erschließen lassen und in spielerischer Herangehensweise den erkundenden Charakter individuellen Lernens betonen. Von vornherein war beabsichtigt und beantragt, auch audiovisuelle Elemente in das Mythoskop zu integrieren, die eine Mitwirkung von Akteuren aus dem freien kreativen Bereich ermöglichten und damit die Attraktivität des Mythoskops maßgeblich bereichern. Sabine Kolbe als professionelle Erzählerin hat Hör-Erzählungen eingesprochen, die dem originären Element der Mündlichkeit von Mythen neuen Ausdruck verleihen und Lust auf eigenes Fabulieren machen. Der Graphiker Robert Voss war ebenfalls für die didaktischen Zusatzangebote tätig, insbesondere zeichnete er Fabelwesen, die im Fabelwesen-Labor für ein individuelles Umwandeln und kreative Neukombinationen zur Verfügung stehen und als Bild exportiert werden können.

Phase 4: Steuerung und Kontrolle

Die zweite Jahreshälfte 2022 war geprägt von vielen Testläufen, Überarbeitungsschleifen und Optimierungen an Datenbank, Redaktionsoberfläche und den verschiedenen Komponenten des Webportals (drei Stammbaumprinzipien, Geschichtenstränge mit Verortungen und Variantenverknüpfungen, Rezeptionszeitstrahl mit Text- und Artefakt-Viewer, Kartenfunktion).

Eine wertvolle Rückkopplung stellte zudem das von Jörg Ritter aus den eHumanities der MLU über zwei Semester geleitete Projektpraktikum von Studierenden der Informatik dar.

Im Rahmen der edgo22, einer sachsen-anhaltinischen Tagung zur Digitalität in der schulischen Bildung, wurde das Mythoskop-Projekt im September 2022 vorgestellt und diskutiert. Lehrkräfte konnten im November 2022 im

Rahmen einer offiziellen Fortbildung das Mythoskop bereits testen, um ihr Feedback und ihre Anregungen für den Projekt-Endspurt mit zu berücksichtigen.

Mehrfache Überarbeitung fand auch das hybride Unterrichtskonzept „Figurenarbeit“, welches kurz vor Projektabschluss im Januar 2023 dem Praxistest mit einem Lateinkurs (6. Lernjahr) unterzogen wurde. Für den edu-Bereich wurde in Hinsicht auf die verfügbaren Endgeräte von Schülerinnen und Schülern die Bereitstellung für eine mobile Nutzung angestrebt, während für das eigentliche Mythoskop-Webportal sicher eine Nutzung am PC mit einem größeren Bildschirm empfehlenswert ist.

Phase 5: Projektabschluss

Der von einer extremen Arbeitsdichte am Mythoskop gekennzeichnete letzte Teil dieser Förderperiode konnte in einem Event mit öffentlichkeitswirksamer Freischaltung des Webportals im Literaturhaus in Halle (Saale) am 11. Januar 2023 gemeinsam mit vielen MitstreiterInnen, Netzwerkpartnern und mythenbegeisterten Interessierten begangen und gefeiert werden. Im Zuge dessen hat das Webportal mit seiner funktional-ästhetischen multimedialen Umsetzung antiker Mythen auch überregionale Resonanz in den Medien gefunden.⁸

Ergebnis: Das MYTHOSKOP mit seinen fünf Funktionsebenen

Der *STAMMBAUM* bildet die Einstiegsebene, sozusagen den Kern des Mythoskops und soll deshalb hier auch als erstes thematisiert werden.

Vertraut sind uns allen die eckigen gekästelten Stammbäume antiker Götter und Göttinnen, die in Lehrwerken oder wissenschaftlichen Abhandlungen einen je begrenzten, kontextuell nötigen

Überblick über die Materie zu verschaffen helfen – oder auch die Versuche, eine Gesamtdarstellung der Göttergenealogien im Printformat in Form zu bringen.⁹ Erste digital zugängliche Gesamtdarstellungen antiker Göttergenealogien gehen bislang nicht weit über dieses Printformat hinaus.¹⁰ Was, wenn man diese Komplexität in einem Webportal nach individuellen Suchkriterien darstellbar machen könnte?

Im Gegensatz zu menschlichen Verwandtschaftsbeziehungen stellt uns die antike Mythologie hinsichtlich der graphischen Darstellung vor diverse Herausforderungen, z. B. dass göttliche Wesen auch von Eltern gezeugt werden können, die verschiedensten Göttergenerationen angehören – und im Falle von Zeus auch über viele Götter- und Halbgöttergenerationen bis hin zu den Sterblichen immer wieder Kinder gezeugt haben.

Die Eingangsgraphik im Mythoskop bildet in Form einer zweigeteilten Wolke im unteren Bereich die Göttinnen und Götter ab, zuunterst entsprechend den Ausführungen Apollodors Uranos und Gaia, aus denen die folgenden Göttergenerationen und Fabelwesen einem Baum vergleichbar hervorzunehmen. Nach oben hin finden sich dann die halbgöttlichen und sterblichen Wesen. Diese vier Typen (göttlich/halbgöttlich/sterblich/Fabelwesen) sind im rechterhand ausklappbaren Bedienfeld außerdem separat auszuwählen. Hier werden auch verschiedene Gruppen wie die Kyklopen und vor allem die der Stammbaum-Graphik zugrunde liegenden Autoren (Textquellen) aufgeführt: denn in Einzelfällen war die Ergänzung von Apollodor zwingend nötig, um den Stammbaum zu entwickeln.

Alle Wesen in dieser ‚Wolke‘ sind mit direkten Vor- und Nachfahren durch MouseOver/Hover anzeigbar und direkt auswählbar – hier kann,

wer will, neugierig stöbern. Die meisten NutzerInnen werden jedoch den Zugang über das Filterfeld in der linken oberen Ecke bevorzugen (Varianten in den Schreibweisen sind berücksichtigt). Hat man hier einen Namen ausgewählt, wird ein Teilstammbaum angezeigt. Nun kann man im Bedienfeld rechterhand individuell auswählen, wie viele Generationen an Nachfahren bzw. Vorfahren und deren Partnerinnen man sich anzeigen lassen möchte. Entsprechend der Komplexität des Teilstammbaums schlägt das System entweder eine hierarchische oder eine netzartige Darstellung vor. Diese Ansicht kann umgestellt werden. Je nach eingegebenem Namen wird man dieses Instrument schnell zu schätzen lernen – denn im Falle des Göttervaters Zeus gerät die hierarchische Darstellung aufgrund der Bildschirmbreite schnell an ihre Grenzen, dem nicht-hierarchischen ‚Pusteblumengraph‘ kann man jedoch viele Informationen entlocken.

Von dieser zentralen Mythoskop-Funktionsebene des Stammbaums lässt sich über den roten Balken am rechten Bildschirmrand die Funktionsebene der *GESCHICHTEN* ansteuern.

Der Plot eines jeden bei Apollodor erzählten Mythos wurde in kleinste Handlungsbausteine zerlegt und in der Systematik {Subjekt} verfolgt {Objekt} mit {x: Symbol/ Gegenstand} in {l: Lokalität: Ort/ Landschaft} in die Datenbank eingepflegt. Auf Basis dieser redaktionell erfassten Daten wird dann auf der Funktionsebene der Geschichten einerseits die Verknüpfung zwischen den mythischen Wesen mit Linien und Knotenpunkten angezeigt. Andererseits lässt sich über diese Knotenpunkte die Abfolge einer Aktionslinie (rotgrundiger Streifen mit weiß eingblendeten Kurzsätzen) verfolgen und damit der Gang des Mythos in reduzierter Informationsdichte.

Jede dieser Beziehungen, sei es Abstammung (Verwandtschaftsbeziehungen) oder Aktionen (Handlungsbeziehungen), ist mit mindestens einer Quelle in der Datenbank belegt – in der aktuellen Mythoskop-Version ist dies zumeist (ein Kapitel aus) Apollodor als Referenzautor.

Über das Buch-Icon oberhalb der Aktionslinie ist ein Zugang zum Textviewer geschaffen: punktgenau wird man auf das entsprechende Kapitel von Apollodor geleitet und kann dessen Wortlaut in deutscher Übersetzung nachlesen; aus dem Textviewer heraus ist zudem kapitelgenau auf den griechischen Originaltext und die englischsprachige Übersetzung von J. G. Frazer in der digitalen Bibliothek scaife.perseus.org verlinkt.

Zudem wurden die in Apollodor erwähnten Geographika in die Datenbank eingearbeitet, so dass diese auf einer OpenStreetMap (Thunderforest) angezeigt werden können. Bei einem interaktiven Klicken durch die Storyline eines Mythos bekommt man als NutzerIn im unteren Bildschirmbereich sofort den Ort bzw. die Landschaft eingeblendet bzw. herangezoomt.

Die über den grünen Balken am unteren Rand erreichbare Mythoskop-Funktionsebene der *ORTE* lässt sich zudem für die kombinierte Filterung von Wesen und Orten nutzen, um zum Beispiel zu eruieren, mit welchen Orten/Landschaften ein bestimmtes Wesen verbunden ist bzw. welche Mythen mit einem bestimmten Ort/Landschaft verknüpft sind.

Der am linken Bildschirmrand über den grauen Balken erreichbare Bereich des *WISSENS* befindet sich noch in Arbeit. Perspektivisch wird es hier Angebote/Verlinkungen geben zu mythographischen Lexika wie zum Beispiel dem sogenannten ‚Hederich‘, einem von Benjamin Hederich († 1748) erarbeiteten ‚Gründlichen Mythologischen Lexikon‘, aus

welchem u. a. Goethe, Schiller oder Kleist so manche ihrer mythologischen Kenntnisse schöpften. Oder auch dem schon jetzt im InternetArchiv zugänglichen ‚Ausführlichen Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie‘ von W. H. Roscher.¹¹

Alle guten Dinge sind im Mythoskop fünf: ausgehend von der Funktionsebene des Stammbaums kann man am oberen Bildschirmrand über den lila Balken zu den *QUELLEN* gelangen. Auf einem zoombaren Zeitstrahl finden sich linkerhand Bildartefakte, rechterhand Textquellen angeordnet. Auch hier kann man über das Filterfeld die Auswahl der Wesen eingrenzen, besser aber noch über die darüber stehende generalisierte Suchfunktion (Lupe).

Die mit einem i-Icon gekennzeichneten Einträge sind mit Zusatzinformationen versehen. Im Bereich der Artefakte finden Sie hier einige in hochauflösender Qualität gebotene archäologische Objekte (v. a. Vasenbilder) mit Bildbeschreibungen und weiterführenden, von Georg Gerleigner verfassten Angaben zur Bilddeutung sowie die Metadaten: Links auf das Digital

LIMC (Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae) und vor allem auf die diese Bilder unter einer CC-Lizenz bereitstellenden internationalen Sammlungen (z. B. Antikensammlung/ Berlin, British Museum/ London u. v. a. m.) mit ggf. weiterführenden Informationen. Auch moderne Kunst ist – soweit die Rechte vorliegen – in Ansätzen bereits in den Zeitstrahl eingearbeitet.

Auf der rechten Seite sind Textquellen im weitesten Sinne eingeordnet. Auch hier findet man zu ausgewählten Autoren weiterführende Informationen zu ihren Werken, für Apollodor die gesamte *Bibliothèque* und *Epitome*, für andere Autoren wie zum Beispiel Ovid und seine *Metamorphosen* ist die Werksystematik bereits angelegt, der Textviewer wird sukzessive ergänzt.

Der bis in unsere Gegenwart reichende Zeitstrahl zu Mythen(rezeptionen) kann natürlich nur eine begrenzte Auswahl geben und weist in der jetzigen Fassung noch beträchtliche Lücken auf. Wir hoffen, dass wir diese (und andere) Funktionsebene(n) mit zukünftigen

**Wir nehmen
Ihnen den
Druck ab**

BÖGL
DRUCK

Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19
info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de

Förderphasen für das Mythoskop substantiell weiterentwickeln können.

Zum Schluss sei noch auf die rechte obere Ecke im Mythoskop verwiesen: hier zeigt eine kleine Eule – nein, nicht den Weg nach Athen, sondern den Weg zum edu.mythoskop.de.

Neben den oben schon erwähnten didaktischen Angeboten gibt es hier auch eine Mitmach-Galerie: Eine digitale Karte lädt dazu ein, Rezeptionsbeispiele für antike Mythen in unserem Alltagsraum aufzuspüren und als Foto hier einzustellen – schreiben Sie uns gern an!

Anmerkungen:

- 1) Die Arbeit ist einzusehen unter www.blog.mythoskop.de/2007-2/.
- 2) So zum Beispiel das Mythen-Projekt Manto: <https://manto.unh.edu/>.
- 3) Die Namensgleichheit mit dem berühmten hellenistischen Grammatiker Apollodoros von Athen (2. Jh. v. Chr.) ist zufällig. In der Bibliotheca (Kap. 2,1,3 zu Io) wird der Historiker Kastor von Rhodos, der seine Chronik bis ins Jahr 61/60 v. Chr. führte, erwähnt – damit ist ein *terminus post quem* für die Lebenszeit unseres Mythographen Apollodor gesetzt. Vgl. Brodersen, Kai (Hg.): Apollodoros. Götter und Helden der Griechen. Griechisch/Deutsch, Darmstadt 2004, IX-X, und Dräger, Paul (Hg.): Apollodor. Bibliotheca. Götter- und Heldensagen, hrsg., übersetzt und kommentiert, Düsseldorf/Zürich 2005, S. 837-840 – nach deren neuer Zählung: Apoll. Bibl. 2,5.
- 4) So Dräger (Hg.): Apollodor, 2005, S. 854-891, siehe speziell sein Überlieferungsstemma auf S. 889.
- 5) Es existieren zwei neuere deutsche Übersetzungen von Apollodors *Bibliotheca* und *Epitome*: Dräger, Paul: Apollodor. Bibliotheca. Götter- und Heldensagen, hrsg., übersetzt und kommentiert, Sammlung Tusculum, Düsseldorf/Zürich 2005, S. 10-335, und Brodersen, Kai: Apollodoros. Götter und Helden der

Griechen. Griechisch/Deutsch, Edition Antike, WBG Darmstadt 2004, 1-277. Vgl. Mader, Ludwig: Griechische Sagen. Apollodoros, Parthenios, Antoninus Liberalis, Hyginus; aus dem Nachlaß hg. und ergänzt von Liselotte Rüegg, Zürich/Stuttgart 1963.

- 6) Mythographi Graeci, vol. I: Apollodori Bibliotheca. Ed. Richardus Wagner, Leipzig 1926 (2. Auflage), ND Stuttgart 1956 (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana).
- 7) Dazu Dräger (Hg.): Apollodor, 2005, S. 891.
- 8) Zusammengestellt unter: <https://www.blog.mythoskop.de/category/presse-meinungen/>.
- 9) Hilfreich ist die auf Originalbelegen beruhende redaktionelle Überarbeitung von Stammbäumen, wie sie zum Beispiel Dräger, Apollodor, S. 819-836 vorgelegt hat. Als Extremfall kann folgende Publikation gelten, die auf 72 nur mit Stammbäumen gefüllten großformatigen Doppelseiten die vollständigste, wissenschaftlich aufgearbeitete und mit den jeweiligen Quellen versehene, gleichwohl schwer nachvollziehbare Gesamtdarstellung göttlicher Genealogien bietet: Newman, Harold/ Newman, Jon Ormond: A genealogical chart of Greek mythology, Univ. of North Carolina Press, Chapel Hill, 2003.
- 10) Siehe dazu die Arbeiten von Dieter Macek: Gesamtgenealogie der griechisch-mediterranen Mythologie: <https://www.myth-gen.eu/genealogie> (eingesehen am 20.02.2023) und weiterführende Informationen zu seinem Projekt und Ausstellungen unter https://de.wikipedia.org/wiki/Gesamtgenealogie_der_griechisch-mediterranen_Mythologie. Oder auch der vom Nutzer Pitichinaccio eingestellte und „aus verschiedenen Quellen kompilierte Stammbaum“ (2009): https://de.wikipedia.org/wiki/Stammbaum_der_griechischen_Götter_und_Helden#/media/Datei:Mythstammbaum_reloaded.svg (eingesehen am 20.02.2023).
- 11) <http://www.zeno.org/hederich-1770> und <https://archive.org/details/roscher1/Roscher21IK/>.

ANNE FRIEDRICH und ANKE TORNOW

Varia

Catull – eine bevorzugte Schullektüre

Zu Wilfried Strohs Invektive gegen das Essay-Büchlein: „Catull und Lesbia. Ein Liebesdrama“

Prof. Dr. Wilfried Stroh hat in FC 4/22 das von meiner Frau und mir verfasste Opusculum einer heftigen Kritik unterzogen, zuweilen in einer Form, die für die beiden Verfasser peinlich, diskreditierend, nahezu beleidigend wirkt. Für mich ist es deshalb unverständlich, warum die Redaktion des FC einer solchen Schmähchrift über ein schmales 80seitiges Heft als Großbeitrag im Zentrum des Periodikums auf 12 Seiten abdruckt, dagegen die von Dr. Josef Rabl verfasste zweiseitige Rezension meines 232seitigen Essays *Säulen der Digitalen Welt auf klassischem Fundament* in dem dafür zuständigen Bereich erst am Ende zum Abdruck bringt. Begründet wird dies vom Redakteur damit, dass durch Herrn Strohs Beitrag eine willkommene Diskussion angeregt werden könnte. Wie sollte so etwas geschehen, wenn kaum jemand das inkriminierte Werk kennt? Eine Diskussion kommt doch erst dann zustande, wenn eine Gegenposition vorliegt.

Diese wird deshalb im Folgenden geliefert, jedoch ohne jede Polemik, die mir seit je zuwider ist. Es sei eine rein sachliche Erklärung versucht zu diesem Werk, seiner Entstehung und seiner Zielsetzung wie überhaupt zur Anforderung an eine moderne Präsentation antiker Werke in Schule und Gesellschaft, auch und gerade durch die Vertreter der Fachdidaktik.

1. Im Vorwort des Essays (S. 5) ist ausdrücklich darauf hingewiesen, dass hier der etwas erweiterte und zugleich reduzierte Nachdruck

einer bereits 2000 erstellten Publikation vorliegt. Damals erfüllte ich der Collagen-Künstlerin Helga Ruppert-Tribian den Wunsch, von ihr gestaltete Catull-Collagen herauszugeben und mit einem Vorwort und einer Einführung zum Autor zu versehen. Meine Frau bat ich, eine dem künstlerischen Anspruch adäquate Übersetzung zu liefern. Dieses DIN-A4 große Heft wurde erstmals auf dem vierten von mir als DAV-Vorsitzenden veranstalteten Kongress in Marburg 2000 vorgestellt und verkauft.

2. Der 2021 erfolgte Nachdruck enthält die Catull-Collagen nicht mehr. Von mir wurden interpretierende Erklärungen und ein „Übergreifendes Gesamtbild“ hinzugefügt, das das in den Gedichten aufscheinende Liebesverhältnis zwischen Catull und Lesbia als eine Art „Liebesroman“ oder „Liebesdrama“ erscheinen lässt. Dieses Verhältnis ist weder romantisierend noch idealisierend dargestellt. Es geht lediglich darum, die Entwicklung dieser Beziehung zweier Menschen existentiell-psychologisch verständlich zu machen. Dem lag keineswegs die Absicht zugrunde, hier eine wissenschaftliche Abhandlung zu liefern. Das Essay war und ist für Freunde der Antike gedacht, die in Catull einen bemerkenswerten Dichter der antiken Welt kennen lernen sollen. Ein Nebeneffekt kann gewiss sein, dass damit den Lehrern im Lektüreunterricht ein wenig Hilfestellung gegeben wird.

3. Dass die Reihenfolge und Zuordnung der Gedichte die Konstruktion einer möglichen

Entwicklung ist, um deren Herstellung sich Generationen von Forschern bemüht haben, ist mir wohl bewusst. Darauf ist auch im Buch (S. 12f.) ausdrücklich verwiesen. Hätte sich Herr Stroh nur die Mühe gemacht nachzuforschen, welche Veröffentlichung der Verfasser zu Catull schon vor diesem Werk geschrieben hatte, so hätte er erkennen können, dass ich mich im Lehrerkommentar zu meiner Catull-Ausgabe in der Reihe „Antike und Gegenwart“ mit sämtlicher mir zugänglichen Literatur auseinandergesetzt habe, angefangen von den umfassenden und wertvollen Catull-Interpretationen von Hans Peter Syndikus (3 Bände in der WBG) über Jan-Wilhelm Becks Habilitationsschrift *Lesbia und Iuuentius: Zwei libelli im Corpus Catullianum* (Göttingen 1996) bis zu Niklas Holzbergs Catull-Buch. Außerdem wurden bereits vorhandene Catull-Lektüreausgaben etwa von Glücklich, Nickel, Heine sowie alle einschlägigen Aufsätze von Büchner, Lefèvre, Weinreich, Schönberger, Petersmann, Kissel, Offermann u. a. sowie die Literaturgeschichte von Michael v. Albrecht zu Rate gezogen. Das Catull-Büchlein ist also in jedem Fall wissenschaftlich untermauert und abgesichert.

4. Meine Frau hat sich bei ihrer deutschen Wiedergabe nicht an das antike Versmaß gehalten, bewusst, weil sie in der ersten Fassung eine den Collagen von Frau Ruppert-Tribian ebenbürtige Kunstform, eine Art von Figural-Gedicht-Form wählte. Als Germanistin und Anglistin kennt sie besonders die deutsche und englische Dichtung recht gut. Zudem konnte sie sich so um eine gute deutsche Wiedergabe bemühen, die besser ist als die oft in das antike metrische Schema gequetschten garstigen Formulierungen. Für die Schönheit von Form und Sprache sollte sich doch auch Herr Stroh erwärmen können. Manfred Fuhrmann z. B. hat die

Übersetzungen sofort in der Marburg-Ausgabe vor Ort anerkennend gewürdigt, Werner Suerbaum jetzt in der zweiten Ausgabe per Email. Beide anerkannte Latinisten.

5. Herrn Stroh ist gewiss nicht entgangen, dass jenseits der engen Grenzen seines Faches über fast zwei Jahrtausende hin auch in der Literatur eine Rezeptionsgeschichte am Werke gewesen ist, so dass unzählige neue, von antiken Texten angeregte Kreationen entstanden sind, wie viele der *Carmina Burana*, Stemplingers *Horaz in der Lederhos'n*, Ransmayrs *Die letzte Welt* u. ä. m. Solche literarischen Dokumente sind zur Freude und Unterhaltung der Leserinnen und Leser da.

Nicht mehr will unser Büchlein Catull und Lesbia sein: Ein Produkt kreativer Phantasie, hergestellt von auch germanistisch wohlausgebildeten Autoren mit künstlerischer Ader, freilich orientiert an einem bereits so bestehenden Zyklus der Catull-Gedichte. Ob Herr Stroh dies wohl gelten lassen wird? Ich weiß es nicht. Ich kann so nur mit der zweiten Hälfte des gewiss schönsten lateinischen Gedichts der Antike, nämlich Catulls *Odi et amo* in Mörickes Übersetzung bedauernd feststellen: „Wenn ich's wüsste! Aber ich fühl's. Und das Herz möchte zerreißen in mir.“ Dies ist nachweislich eine kreative Umsetzung des Textes in eine dichterische Sprache. Eine ‚korrekte‘ fachliche Wiedergabe der Stelle durch einen anerkannten Latinisten lautet so: „Weiß ich's? Nein. Ein Geschehen leid' ich. Folter am Kreuz.“ Bei solcher Sprache sträuben sich jedem Germanisten und nicht nur diesem überall die Haare.

6. Vielleicht ist dem feurigen Kritiker nicht bekannt, dass Catull erst im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts als Schulautor entdeckt worden ist. Das gelang nur deshalb, weil damals Kolleginnen und Kollegen in der

Schule, die sich um die bestmögliche methodisch-didaktische Gestaltung auch des Lektüreunterrichts bemüht haben, den bis dahin ‚unbekannten‘ Catull in der heute üblichen Aufbereitung zu einem verständlichen, attraktiven und schülermotivierenden Lektürearangement gemacht haben. Die Reihenfolge und Zuordnung stammen nicht von mir. Hans Peter Syndikus hat sie – wohl erstmals – überzeugend begründet. Herr Stroh sollte auch zur Kenntnis nehmen, dass der so aufbereitete Autor Catull bei allen Schülerbefragungen, welche lateinischen Autoren ihnen denn am besten gefallen hätten, immer zu den ersten zählte. Das war und ist eben eine Leistung der Fachdidaktik und nicht der Fachwissenschaft. Catull ist durch sie zu einer bevorzugten Schullektüre geworden. Eine auf Sexismus und Homophilie ausgerichtete Lektüreausgabe, wie sie womöglich Herrn Stroh vorschwebt, hätte nie und nimmer Eingang in der Schule gefunden.

7. Die Fachdidaktik, der gegenüber Herr Stroh offensichtlich eine angeborene Abscheu empfindet, derentwegen ich nur allzu gerne die LMU München in Richtung Berlin verlassen habe, hat sich in allererster Linie um die bestmögliche lehrplanorientierte, zeitgemäße und schülermotivierende Aufbereitung der Lehrstoffe für den Unterricht zu kümmern. Ebenso intensiv freilich sollte ihr Einsatz für eine akzeptable und begründete Darstellung der altsprachlichen Fächer in der Öffentlichkeit sein. Davon hängt entscheidend die Wahl der Fächer Griechisch und Latein am Gymnasium ab. Didaktikerinnen und Didaktiker meiner Generation wie Edith Schirok, Hans-Joachim Glücklich, Rainer Nickel, Andreas Fritsch u. a. werden das bestätigen. Fachdidaktik ist demnach für die meisten ihrer Vertreter immer auch Fachpolitik.

8. Ich selbst bin seit dem frühesten Anfang meiner Lehrtätigkeit immer – als Referendar, Gymnasiallehrer, Referent am Staatsinstitut für Bildungs- und Lehrplanforschung – fachpolitisch engagiert gewesen: als Bezirksvorsitzender von München und Oberbayern West, als Landesvorsitzender Bayern, als Vorsitzender des Deutschen Altphilologenverbandes. In letzterer Funktion war ich, weil dringend von allen Landesverbänden gewünscht, in vier Perioden, also acht Jahre lang tätig, gerade in der schwierigen Zeit der Wende, in der die Landesverbände in den Neuen Bundesländern geschaffen und in den Gesamtverband integriert werden mussten, außerdem beim Wiederaufbau der Universitätsinstitute in Halle, Leipzig, Dresden, Rostock nachhaltige Unterstützung gefordert war. Was mich unaufhörlich in den Semesterferien auf Reisen hielt an die Universitäten oder zu Fachveranstaltungen allerorts. Russischlehrende waren massenhaft zu Lateinlehrenden „umzuschulen“. Diese Leistung allein schon – Herr Stroh hatte an dieser Arbeit zur Wendezeit meines Wissens keinen Anteil – sollte schon genügend Respekt gegenüber dem seit 2002 auf Lebenszeit zum Ehrenvorsitzenden des DAV gewählten Humboldt-Professor einfordern.

9. Wenn Herr Stroh mich als den – mit negativem Akzent belegten – Titel des „Fachdidaktikers“ abqualifiziert, so darf ich dagegenstellen, dass ich schon in München seit Abschluss meines Studiums ununterbrochen nebenbei fachwissenschaftliche Lehrveranstaltungen gehalten und schriftliche Staatsexamina in Griechisch und Latein geprüft und beurteilt habe, dass ich auch in Berlin neben den fachdidaktischen Veranstaltungen auch vielbesuchte fachwissenschaftliche Vorlesungen hielt und beim Staatsexamen Latein sowohl schriftlich wie auch mündlich stets als Prüfer im Einsatz war.

10. Das Catull-Büchlein, das ich mit meiner Frau veröffentlicht habe, zählt zum Oktett der im Ovid-Verlag Bad Driburg herausgegebenen Essay-Bände, die allen Kulturfreunden innerhalb und außerhalb des Gymnasiums die Bedeutung der klassischen Fächer für die Kultur Europas nahebringen wollen. Ihr Herausgeber und Verleger, Rudolf Henneböhl, selbst ein leidenschaftlicher und vollblütiger Vertreter einer klassisch-humanistischen Bildung publiziert diese Werke nahezu unentgeltlich in wunderbaren, bebilderten Ausgaben.

Gerade die Essays *Allgewaltig ist der Mensch, Imperium* und *Säulen der Digitalen Welt auf klassischem Fundament*, die eine fundierte Bildung als Widerpart zum digital gesteuerten Menschen, dem ‚homo digitalis‘, zum Thema haben, weisen auf das eklatante Dilemma der alten Sprachen hin, nämlich dass sie „der großen Transformation unserer Kultur“, die sich auf allen Gebieten vollzieht, zum Opfer fallen. Die Gefahr ist akut. Das Ungeheuer der

Digitalisierung verschlingt allmählich, darauf weisen Bildungsforscher warnend hin, alles, „was den Menschen zum Menschen macht“. Die Lateinlernenden sind in den letzten 10 Jahren um ca. 200 000 zurückgegangen. Für den Lektüreunterricht entscheiden sich immer weniger Interessenten.

Steht einmal auch die Bildung unter dem Diktat der ‚Maschine‘, wird es keiner Fachdidaktikerinnen und Fachdidaktiker mehr bedürfen. Schon gar nicht in den klassischen Fächern. Doch hier werden sich dann gewiss auch die meisten Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftler als überflüssig erweisen. Ob Herr Stroh davon eine Ahnung hat, wenn er sich so bissig und schonungslos über ein winziges Büchlein auslässt? Ein Fachvertreter wie Herr Stroh scheint die Zeichen der Zeit nicht zu erkennen.

FRIEDRICH MAIER

„Odi et amo“ – von der „Scheu“ vor dem Existenziellen in der Altphilologie

Eine Stellungnahme zu den „Richtigstellungen“ Wilfried Strohs in Heft 4/2022

Als Herausgeber des Heftes „Catull und Lesbia“ von Friedrich Maier möchte ich zum Beitrag von Wilfried Stroh Stellung nehmen. Dabei geht es mir nicht um die Aufrechterhaltung verschiedener Deutungen, sondern um den allgemeinen Hintergrund einer möglichen Debatte, die nur dann überhaupt hilfreich sein kann und dem Fach dient, wenn dieser Hintergrund bewusst wird – statt sich gefühlsmäßig in ewig neuer Polemik zu entladen.

Polemik ist das erste Stichwort, wenn ich den Tenor der „Richtigstellung“ von Wilfried Stroh

bedenke. Diese erfolgt nicht sachlich, nicht auf objektive „Klarstellung“ bedacht, sondern enthält unterschwellig – und deshalb besonders wirksam – eine Reihe an Unterstellungen, die dann wiederum unter dem Mantel der eigenen „Objektivität“ vorgeblich richtiggestellt werden. Ein unsauberes Mittel der Auseinandersetzung, wie ich finde.

Ich will dies nur an ein paar Stellen verdeutlichen, die mit dem Krummdolch der Litotes arbeiten, um diesen Effekt zu suggerieren:

- „... was alles, *auch wenn nichts* davon im Text steht, sich *doch nicht gerade* in Widerspruch zu diesem setzt“ (S. 326)

- „Nicht ebenso widersinnig ist Maiers Zyklus beim folgenden Gedicht“ (S. 331)

- „An diesem Roman ist natürlich *nicht alles ganz falsch*“ (S. 336)

Suggeriert wird mit solchen Sätzen, dass letzten Endes doch eine komplett falsche Deutung vorliegt, man dies nur aus Rücksicht nicht so deutlich habe sagen wollen.

Dass Wilfried Stroh sich am Begriff des „Zyklus“ abarbeitet, ist ebenfalls in sich selbst wiederum zumindest diskutabel. Der Begriff Zyklus kann insofern auf die Lesbia-Gedichte angewendet werden, als sie aufeinander bezogen sind und sich als eine eigene Einheit zu erkennen geben. Catull macht dies – unabhängig von der jetzigen oder der ursprünglich intendierten Position der Gedichte im Gesamtwerk – durch eine Vielzahl intertextueller Vernetzungen deutlich.

Auf diese habe ich im Lehrerkommentar zu meiner eigenen, schulischen Catull-Ausgabe (Reihe „Latein Kreativ“) immer wieder Bezug genommen. So ist etwa das c. 76 ein Gedicht, das sich meines Erachtens aus dem „Zyklus“ abhebt – eine Art Sphragis –, weil es verschiedene „Stationen“ der „zuvor“ entfaltenen situativ-fiktiven Momente zitiert (u. a. c. 51, 85 und 109) und die Entwicklung und den Verfall der Beziehung insgesamt in den Blick nimmt – ein Moment rationaler Selbstbesinnung, der den subjektiv-lyrischen, auf den Ausdruck bedachten Stil der anderen Gedichte durchbricht. Aber auch dies ist zunächst meine subjektive Wahrnehmung und auch nur eine *mögliche* Deutung. Denn natürlich muss auch ich eine Art *zeitliche* Entwicklung der in den Gedichten geschilderten oder besser gespiegelten Beziehung annehmen, um jedes einzelne dieser Gedichte aus dem Kontext heraus überhaupt deuten zu können. Ob dies ursprünglich

von Catull selbst so intendiert war oder gar ein neoterisches Spiel mit dem Leser ist, vermag ich nicht zu sagen.

Nun ist eine Gruppe oder Menge natürlich noch kein „Zyklus“. Von einem solchen sprechen wir in zeitlicher oder logischer Hinsicht, wenn etwas an seinen Anfangspunkt zurückläuft, eine Art Kreislauf durchläuft (etwa ein Wetterzyklus) oder auch zu einer zyklischen, sich immer wiederholenden Bewegung wird. Dies ist bei Catull durchaus der Fall, auch wenn wir nicht wissen, ob Catull selbst die auf „Lesbia“ bezogenen Gedichte als einen solchen Zyklus – vom Beginn bis zum Ende der Beziehung – angelegt und selbst so betrachtet hat. Sie sind wie eine Perlenkette, deren Schnur sich aufgelöst hat, so dass die einzelnen Perlen – von unterschiedlicher Färbung und Größe – nun verstreut daliegen. Deren ursprüngliche Anordnung kennen wir nicht und sie lässt sich wohl auch kaum rekonstruieren.

Als Zyklus *kann* man die Gedichtgruppe auch in existenzieller Hinsicht bezeichnen, wenn man das Kreisen der Gedanken um Lesbia mit hinzunimmt, von der Catull nicht loskommt. Dies ist ein Grundzug der geschilderten Form von „Liebe“; er nimmt das Motiv des *servitium amoris* in der späteren Römischen Liebeselegie vorweg.

Der Begriff des „Romans“ ist bei den Lesbia-Gedichten in der Tat mit Vorsicht zu genießen (Maier nennt es im Untertitel seiner Schrift ein „Liebesdrama“). Zur Gattung des „Romans“ gehört ja gerade der Erzählfaden, die lineare Entwicklung einer „Geschichte“, aber eben auch die Ausschmückung, die Veranschaulichung, die lebendige „Schilderung“ (d. h. „bildhafte“ Ausmalung). All das finden wir in den Lesbia-Gedichten nur rudimentär. Es ist nicht ihr eigentliches Ziel und kann nicht ihre

Aussageabsicht gewesen sein. Alle Rekonstruktionsversuche eines solchen Romans bleiben in der Tat subjektiv, dem Empfinden als Kriterium überantwortet. Sie entbehren dann in der Tat auch des wissenschaftlichen Anspruchs. Sie sind nicht belegbar. Sie entstammen zu einem großen Teil der rezeptiven Phantasie, die von den Gedichten selbst zwar angeregt, aber nicht mit Informationen genährt wird. Solche Deutungen können nicht verifiziert werden, höchstens falsifiziert, wie es Wilfried Stroh ja in Bezug auf den Vorschlag von Friedrich Maier anstrebt. Der von Wilfried Stroh selbst intendierte Vorschlag lässt sich natürlich ebenso falsifizieren.

Ist es für die Fachdidaktik denn nun legitim, sowohl von einem „Zyklus“ als auch von einem darin angedeuteten „Beziehungsroman“ auszugehen? Ja, und zwar deshalb, weil diese Gedichte, wie oben gesagt, sich nur aus ihrem intratextuellen Zusammenspiel erschließen – und dann wiederum aus dem intertextuellen Spiel mit der vorausliegenden Literatur, vor allem der alexandrinischen. Es macht für die Schule wenig Sinn, die Gedichte nur in Einzelform zu präsentieren, also nur einzelne Perlen aus der Menge herauszupicken, ohne an die ursprüngliche Kette zu denken. Wer möchte, kann die damit verbundene Problematik natürlich auch wissenschaftspropädeutisch im Unterricht thematisieren. Ratsam ist dies wahrscheinlich nicht, weil der Fachdidaktiker den Horizont seiner Klientel mit berücksichtigen muss.

Friedrich Maier hat aus einer persönlichen Vorliebe für Catull einen durchaus subjektiv gemeinten und auch im Vorwort deutlich als solchen gekennzeichneten Versuch vorgelegt, der in der Tat als erster – darin besteht zu Recht der Anspruch auf ein *novum* – die

Gedichtgruppe insgesamt in existenzieller Hinsicht auszuloten versucht und geisteswissenschaftlich die Art der Beziehung verdeutlichen will, die sich in ihnen ausdrückt. Von vornherein lag kein Anspruch einer fachwissenschaftlichen Publikation vor.

Ich selbst stimme mit etlichen der darin genannten Ausdeutungen nicht überein, gerade in existenzieller Hinsicht, und darüber habe ich mit Friedrich Maier im Vorfeld auch diskutiert. Ich akzeptiere aber den Sinnhorizont einer solchen Schrift und maße mir nicht an, den in langen Jahren entwickelten Deutungshorizont eines so verdienten Fachdidaktikers und Fachwissenschaftlers besserwisserisch zu kritisieren. Ich stimme Wilfried Stroh inhaltlich tatsächlich auch in etlichen Punkten zu und kann gut nachvollziehen, dass er zu einer anderen Deutung gelangt. Aber auch diese ist wiederum zu einem großen Teil von subjektiven Anteilen durchzogen. So formuliert ja auch Wilfried Stroh zum Schluss seiner „Richtigstellungen“ sein eigenes, ebenso subjektiv gefärbtes, aber auch ebenso legitimes Catullbild: „ein junger, frommer Römer, der sogar die außereheliche Liebe [...] im Falle seiner Lesbia so ernst nimmt [...] wie wohl kein antiker Dichter zuvor“ (S. 337). Hier wiederum gilt es über die Deutung Catulls als „fromm“ zu diskutieren. Spielt die *religio* – oder auch nur die *pietas* – tatsächlich eine solche Rolle in seiner Dichtung? Und falls ja: ist dies nur gespielt, vorgetäuscht, ein neoterisches, avantgardistisches Spiel? Wie überhaupt die ganze Gedichtgruppe? Man sieht, wie komplex die Deutung der nur scheinbar so einfachen Gedichte Catulls in Wirklichkeit ist! Wie in der Schule ist es auch für die universitäre Forschung spannend und notwendig, inhaltlich über solche Deutungen zu diskutieren. Keine Frage!

Was ist nun die „*causa belli*“, wenn ich den Begriff „Polemik“ seinem griechischen Ursprung nach aufgreife (*polemos*, Krieg): Es geht um einen Widerspruch und einen alten Streitpunkt zwischen der Fachwissenschaft und der Fachdidaktik, den auch ich selbst seit langen Jahren in direkter und indirekter Form erlebe. Fachdidaktische Ansätze werden dabei von der universitären Philologie oft mit Misstrauen beäugt, weil sie notwendigerweise einen höheren Anteil von Existenzialität ... und damit Subjektivität (besser gesagt: Personalität) enthalten. Anders kann man auf junge Menschen nicht einwirken. Lehrerinnen und Lehrer haben keine Studierende der Professorinnen und Professoren als Ansprech- und Diskussionspartner vor sich, sondern Schülerinnen und Schüler: junge Menschen, die ohne große Vorkenntnisse erst beginnen, sich mit solchen Stoffen auseinanderzusetzen. Und die dies – zu Recht – nur dann tun, wenn sie darin einen Sinn sehen und wenn sie persönlich, existenziell angesprochen werden.

Jede existenzielle „Vertiefung“, wie ich selbst es bezeichne, stößt fast automatisch auf Kritik. Sie wird fast reflexartig als „unwissenschaftlich“ – und damit als illegitim, als „allzu“ oder gar „rein subjektiv“ – abgewertet. Dies zeigt sich unterschwellig auch bei Wilfried Stroh: „natürlich mit viel Gefühl und Empathie“ (S. 326 mit ironischer Konnotation), „wie bei ihm überhaupt fast alles Erleben existenziell ist“ (S. 335). Ich frage mich allerdings, wie Liebesgedichte, die auch die Todesthematik mit einbeziehen (vgl. c. 3, 5, 109), nicht „existenziell“ sein können! Sie entstehen geradezu aus dem antiken Grundexistenzial der Kürze des Lebens heraus, so als könne die Liebe ein Heilmittel gegen den Tod sein und die Garantie einer *vita beata*. Leider geht Stroh denn auch mit

keinem Wort auf die neueste fachdidaktische Publikation, meine eigene Textausgabe (2021) samt umfangreichen Lehrerkommentar (276 Seiten), mit keinem Wort ein. Denn ich selbst verbinde in meinen Lehrerkommentaren immer wieder fachwissenschaftliche mit fachdidaktischen Überlegungen und bemühe mich nicht nur unter schulischem Aspekt um eine existenzielle und psychologische Auslegung solcher Literatur.

Warum eigentlich, das frage ich mich seit langem, stößt jede existenzielle Deutung fast automatisch auf Ablehnung? Und mit welcher Berechtigung? Haben antike Dichter nichts Existenzielles empfunden, also auch nichts Existenzielles zu sagen gehabt? Und wenn das so wäre: welche Bedeutung hätte dann diese Literatur für uns? Eine rein archäologische, geschichtlich konstatierende? Jedenfalls keine, die unser eigenes Leben und das Leben von jungen Menschen beträfe! ... Es ist aber doch genau das Gegenteil der Fall: Weil antike Dichtung in hohem Maße existenziell ist, hat sie über die Jahrhunderte hinweg Menschen aller Zeiten und aller Länder begeistert und angesprochen und vermag sie auch heute noch ungebrochen junge Menschen zu begeistern, sofern man ihnen deren existenzielle Bedeutung und Tiefe auch vermittelt. Dies wäre Aufgabe nicht nur der Fachdidaktik, sondern auch der universitären Forschung: der Altphilologie als Deutungswissenschaft und als Anwalt und „Vermittler“ (lat. *interpres*) der antiken Literatur.

Woher stammt also diese fast instinktive Abneigung gegen jede Form existenzieller Deutung, wie sie Stroh doch selbst in Ansätzen durchaus vorlegt? Sie ist, wie ich denke, ein Erbe der Aufklärungszeit mit ihrem Primat der Vernunft. In den Naturwissenschaften hat sich dies zum Ideal „objektiver“ Forschung

entwickelt. Dies ist dort auch angemessen und notwendig, geht es doch um Inhalte, die sich in der Tat vom Subjekt lösen lassen und erst dann angemessen erkannt werden, wenn jede subjektive Beimischung eliminiert wird. Subjektivität und Objektivität geraten darin zu Gegensätzen, die sich völlig ausschließen. Man kann nur das eine oder das andere tun und verwirklichen. Selbst kleinste Beimischungen von Subjektivität „verfälschen“ demnach die Ergebnisse eines Naturwissenschaftlers.

Dieses Ideal ist zum Anspruch geworden, dem sich alsbald auch die Geisteswissenschaften unterwerfen mussten, um ihren Status universitärer Allgemeingültigkeit nicht zu verlieren; von dem sie zeitgeschichtlich vielleicht auch nur glaubten, sich unterwerfen zu müssen. Eine objektive Textdeutung ist jedoch ein Unding, eine Chimäre, die es so nicht gibt und nie geben wird. Deutung lässt sich vom Subjekt nicht lösen und nicht a-personal vollziehen. Da literarische Kunstformen, hier die Liebesdichtung, niemals „rein objektiv“ und „rein rational“ entstehen können – im Fall von Catull allerdings mit hohem technischen Bewusstsein –, können sie auf solche Weise auch nicht hinreichend gedeutet werden. Zum Wesen solcher Kunst gehört ja geradezu, dass sie vieles nur anklingen lässt, dass sie Bereiche in der Seele anspricht, die auf andere, rein rationale Weise gar nicht angesprochen werden können. Der Klang der Lyra rührt das Herz! Die Sprache der Lyrik ist symbolisch, sie berührt die unbewussten Tiefenschichten der Seele.

Ist dann jegliche Form von subjektiver Deutung zulässig und erlaubt, gleich berechtigt und gleich legitim? Ist Deutung eine Form der Meinungsäußerung? Natürlich nicht, denn sie muss sich an der Sprache, am Werkkontext, an der Literaturhistorie und an vielem mehr

verifizieren lassen. Eine wissenschaftlich fundierte Deutung zeichnet sich jedoch nicht dadurch aus, dass sie völlig unpersonal bleibt, wie von einem Roboter erstellt, sondern dass sie sich einem Diskurs unterwirft und sich selbstkritisch der subjektiven Anteile bewusst ist und dass sie diese immer wieder in Bezug bringt zu dem, was wir historisch wissen. Oder eben auch nur zu wissen glauben; denn auch Geschichtsforschung ist Geisteswissenschaft, ist ebenso wenig „rein objektiv“ machbar!

Die Streitfrage geht deshalb auch darum, was „im Text steht“ (Stroh, S. 326). Was aber soll das sein? Der reine Wortlaut? Sicherlich nicht, denn es geht ja gerade um die *Deutung* des Wortlautes: philologisch, historisch, gattungsspezifisch, literarhistorisch, aber eben auch personal, subjektiv, existenziell, psychologisch, sozialgeschichtlich etc.

So ist der von Wilfried Stroh angenommene „meist einfache Sinn und Wortlaut der Texte“ (S. 327) doch in sich ein Unding. Wie komplex ist doch die Deutung solcher Literatur! Man nehme etwa nur das hoch paradoxe c. 64 (Hochzeitsepyllion), bei dem die Deutungsansätze der Philologie weit auseinanderklaffen. Den scheinbar „einfachen Sinn“ zu verstehen, ist doch gerade Aufgabe und Anforderung der Deutung, fundamental dafür die Unterscheidung von „Sinn“ und „Wortlaut“. Sonst würde es reichen, solche Texte einfach nur zu lesen! Der Sinn würde sich uns automatisch erschließen. Er würde auf der äußeren Ebene der Sprache mittransportiert, würde ihr anhaften wie die Farbe auf einem Gegenstand.

Trägt aber die Sprache ihren Sinn im Wortlaut mit sich herum? Stroh selbst differenziert ja zu Recht die Bedeutung von *odisse* in c. 85, wo es um „Abscheu“ geht, weniger um vernichtenden „Hass“. Vernichtenden, „absoluten“

Hass kann Catull in der Tat nicht empfinden, da diesem ja die noch vorhandenen, quälend intensivierten Liebesgefühle entgegenstehen. Liebe verbietet Hass (bzw. Zuneigung Abscheu), Hass aber macht absolute Liebe unmöglich, er relativiert sie. Die Gleichzeitigkeit beider Gefühle in höchster Intensität und die daraus resultierende, kaum überbietbare innerliche Zerrissenheit: das ist das Grundexistenzial dieser kürzesten und präzisesten aller Elegien!

Aber dann ist doch die Frage, wie es zu solcher „Abscheu“ kommt und wie diese mit der quälenden Sehnsucht des Gefühls vereinbar sein kann. Auch das „*amo*“ lässt sich nicht einfach mit „lieben“ (im heutigen Sinne) übersetzen und muss genauso differenziert werden. Welche Art von Liebe ist damit gemeint – körperliche oder seelische, altruistische oder egozentrische ...?

Insofern kann ich wiederum nicht nachvollziehen, wenn Wilfried Stroh die von Friedrich Maier konstatierten antagonistischen „zwei Gefühle“ („Liebe“ und „Hass“ bzw. „Zuneigung“ und „Abscheu“) als eigentlich „nur ein [...] Gefühl“ bezeichnet. Stehen sich hier nur Geist und Körper gegenüber, wie Stroh andeutet, d. h. körperliche Attraktion versus geistig-moralische Abscheu? Oder stehen sich doch zwei seelische Antriebe – Liebesehnsucht und Abscheu oder, psychologisch gesprochen, Libido und Moral, Über-Ich und Es – in innerseelischem Konflikt unvereinbar und unlösbar gegenüber? So dass hier ein extremes, unauflösbares Dilemma auf den Punkt, ja auf die Spitze getrieben ist?

Bei solchen Deutungsfragen geht es um eine wirkliche „Tiefe der Existenz“. Dies erschließt sich sofort, wenn man weiter nachfragt, warum Catull, wenn es ihn doch so quält, aus dieser Situation innerer Zerrissenheit nicht einfach ausbricht, indem er sich *für* oder *gegen* die

Beziehung entscheidet. Warum ist er unfähig, den inneren Konflikt zu lösen und leidet dann reflexiv noch zusätzlich daran, diese Unfähigkeit als eigene Schwäche zu erleben (c. 8: „*Miser Catulle, desinas ineptire ...*“)? Man kann das Dilemma in beide Richtungen hin deutlich machen: Wenn er auf die „Liebe“ (bzw. auf das damit verbundene Glück) verzichten würde: Welchen Sinn hätte dann noch sein Leben? „*Vivamus ... atque amemus*“ (c. 5), diese Doppelformel des Glücks, gilt für Catull schlechthin! Wenn er dagegen seinen „Hass“ oder seine „Abscheu“ aufgeben könnte und würde: Wie käme er dann mit seinen moralischen Prämissen und Einstellungen klar? Was müsste er dann von sich selber denken? Für wen müsste er sich selbst halten?

Man sieht: Dieses Angedeutete, aus dem solch intensive Dichtung lebt, kann und muss persönlich ausgedeutet werden, um es rational erfassen und verstehen zu können. Nichts anderes tut die schulische Interpretation, die sich von der wissenschaftlichen durch den Umfang der Kenntnisse und durch die Auslassung übergreifender Aspekte unterscheidet, nicht aber prinzipiell.

Wer als Schulautor Werke der Antike für jungen Menschen fruchtbar zu machen sucht, der muss beides können: er muss wissenschaftlich fundiert auf der Höhe der Zeit arbeiten, methodisch sauber, unter Einbeziehung all der Hilfswissenschaften und der philologischen Methodik, die wir heute zu beherrschen vermögen, aber er muss auch persönlich und kreativ anregen können. Er muss den Bedeutungsgehalt solcher Literatur noch stärker bedenken, ihre „Wirkung“, ihre aktuelle Funktion. Er muss also, mehr noch als der „reine“ Wissenschaftler, die literarischen Werke existenziell zum Sprechen bringen. Tut er es anders, so sagen sie uns nichts

– und sie sagen dann auch jungen Menschen nichts. Das Testfeld der Schule ist ein ungemein forderndes, das denjenigen, der es betritt, sehr schnell auf den Boden der Tatsachen zurückholt. Was keine Bedeutung hat für junge Menschen, wirkt nicht nur nicht auf diese, es stößt sie ab. Sie wollen es nicht wissen und auch nicht kennen lernen – und dies durchaus zu Recht.

Was Friedrich Maier ein Leben lang getan hat, mit ungeheurem Elan, mit großer Umsicht und Weitsicht, mit einem enormen Erfahrungshorizont, ist eben dies: Literatur für junge Menschen und dann auch für die eigene Fachwelt und die eigene Zeit zum Sprechen zu bringen. Dafür gebührt ihm Respekt und Dankbarkeit, wie jedem, der sich voll und ganz für die Alten Sprachen engagiert, der sie liebt und der sich darum bemüht, sie aus der „Mottenkiste“ der

Antike in die Gegenwart zu holen. „Antike und Gegenwart“ ist immer das Thema, das „Motiv“ und der Anspruch Friedrich Maiers gewesen.

Dass man dabei wissenschaftlich über Deutungen diskutiert, ist völlig normal und auch notwendig, um mit der Zeit zu einer haltbaren Deutung zu gelangen. Nur sollte dies auf offene und faire Weise geschehen, ohne persönlichen Misskredit; aus dem Bewusstsein heraus, dass niemand die alleinige Deutung für sich innehat, sondern dass diese erst aus dem Diskurs entsteht – auf evolutionäre Weise, nicht anders als die politische Wahrheit, die immer ein relatives Gemeinschaftsprodukt ist und bleibt. Niemand hat eine solche Wahrheit für sich gepachtet – weder Friedrich Maier noch Wilfried Stroh noch ich selbst.

RUDOLF HENNEBÖHL

Leserbrief zu Forum Classicum 2022,4, S. 303f.

Sehr geehrter Herr Dr. Schultheiß,

da meine Schule in Diepholz in diesem Jahr ihr hundertjähriges Jubiläum feiert, nahm ich mir noch einmal die Festschrift von 1973 vor, in der ich es übernommen hatte, „Zur gegenwärtigen Lage des Lateinunterrichts an der Graf-Friedrich-Schule“ unsere damaligen Sorgen und Ziele der Öffentlichkeit mitzuteilen (s. nächste Seite).

Nun lese ich in Ihrem Editorial und in weiteren Beiträgen, dass sich heute die Angriffe wiederholen und breiter geworden sind: Bleiben Sie guten Muts! Auch damals schien die Lage unserer Fächer oft hoffnungslos, als uns statt Übersetzung und Interpretation großer Werke Sachunterricht und Diskussion (z. B. über „Skla-

verei“) mit ganz bestimmten Zielen auferlegt wurden. Ideologien dieser Art aber vergehen meist so schnell, wie sie gekommen sind.

Das Hauptproblem für die alten Sprachen liegt heute m. E. darin, dass die Schüler immer weniger sich einprägen können und zudem die Stundenzahl immer mehr gekürzt wird. *Vivere est militare!*

Mit freundlichen Grüßen

Ihr Klaus Müller

Corrigendum: In der drittletzten Zeile des auf der folgenden Seite abgebildeten Originaldrucks von 1973 muss es heißen: „nicht nur <nicht>, sondern“.

Die Schwierigkeiten, mit denen wir besonders in unserem Fache zu kämpfen haben, ergeben sich weniger aus hohen Klassenfrequenzen, unter denen auch die anderen Fächer zu leiden haben, als vielmehr aus einer von weiten Kreisen der Öffentlichkeit unterstützten Abneigung gegen intensives Arbeiten an unscheinbaren und zudem noch sehr alten Gegenständen. Ferner aus der Kampf-ansage einer politischen Richtung, die durch publizistische und administrative Mittel rücksichtslos ein egalitäres oder kollektivistisches Leben erzwingen möchte und die in der Antike, der „Sklavenhaltergesellschaft“, fast nur Böses verwirklicht glaubt. Jene sich fortschrittlich dünkenden Kreise haben den Lateinunterricht zum besonderen Sündenbock gemacht und werden nicht müde, plumpes Nützlichkeitsdenken und ihren Neid gegen das „Bildungsbürgertum“ als sogenanntes demokratisches Verhalten auszugeben.

In einer Zeit der „Politisierung“ des Unterrichts, in dem ein Unterrichtsgegenstand zunehmend nach modischen, parteipolitischen und ideologischen Erwägungen behandelt und beurteilt werden soll, scheint es uns, daß ein Schüler auch noch die Möglichkeit und das Recht haben sollte, die Schönheit eines Kunstwerkes erkennen und bewundern, die philosophische Frage nach dem höchsten Gut und dem rechten Handeln studieren und der allumfassenden Frage nach den Grenzen menschlichen Erkennens nachgehen zu dürfen. Die Lateinlehrer sind der Überzeugung, daß durch das Erlernen der lateinischen Sprache hierzu zumindest die Vorarbeit geleistet werden kann.

Wenn wir an dieser Aufgabe des Lateinunterrichtes festhalten, brauchen wir um seine Zukunft nicht zu bangen. Anders wäre es, wenn wir modischen Torheiten oder ideologischem Druck kampflos nachgäben. „Eine Idee kann nur dann zu neuem Leben erwachen, wenn sie in voller Reinheit erschaut und geliebt wird. Wenn man statt dessen glaubt, sie durch irgendwelche Zugeständnisse an den sogenannten Zeitgeist annehmbar machen zu müssen, rettet man sie nicht nur, sondern man kompromittiert sie.“ (E. R. Curtius)

„Hac casti maneant in religione nepotes!“ (Vergil)

Schülertag „Besondere Frauen der Antike“

am Institut für Klassische Philologie der Universität Würzburg

Zur Verstärkung der Zusammenarbeit zwischen Schule und Universität hat das Institut für Klassische Philologie der Julius-Maximilians-Universität Würzburg bereits vor mehr als zwei Jahren einen Schülertag der Alten Sprachen für interessierte Lateinschülerinnen und -schüler der Oberstufe angeboten. Nach der Unterbre-

chung durch die Corona-Pandemie konnte nun die Fortsetzung dieses Schülertages realisiert werden. Ein wesentlicher Unterschied zur ersten Durchführung war, dass der Schülertag auch für Lehrkräfte bayerischer Gymnasien als offizielle Lehrerinnen- und Lehrerfortbildung anerkannt wurde und daher über das Anmeldeportal FiBS

(Fortbildungen in Bayerischen Schulen) buchbar war, was zu großer Resonanz aus dem gesamten Freistaat geführt hat.

Der sehr großen Anmeldezahl von rund 200 Personen stand die Raumknappheit der Residenz Würzburg entgegen sowie die Tatsache, dass jeder Teilnehmerin und jedem Teilnehmer ein Besuch der Gemäldegalerie und der Vasensammlung des Martin-von-Wagner-Museums der Universität Würzburg ermöglicht werden sollte. Somit konnten leider nur 72 Personen die Veranstaltung besuchen, aufgrund der annähernd dreifachen Überbuchung plant das Institut für Klassische Philologie aber, diesen Schülertag im Frühjahr 2023 zu wiederholen.

Kernelement des Schülertages waren wieder die schülerinnen- und schülerorientierten Fachvorträge von universitärer Seite. Den ersten Impulsvortrag übernahm dabei der erst kürzlich nach Würzburg berufene Gräzist Jan Stenger, der in einem schlaglichtartigen Überblick verschiedene Frauengestalten in der griechischen Literatur beleuchtete und damit einen luziden und gelungenen Einstieg in den Schülertag gestaltete. Es folgte der Vortrag der Privatdozentin Katharina Wojciech, die eine ausgewiesene Kennerin von Genderfragen bezüglich der Antike ist und deren Expertise mit ihrem Vortrag über das kultische Leben der Frauen in der Antike ausgezeichnet in das Vortragsprogramm passte.

Im Anschluss fand die Workshopphase statt, die durch die freundliche Mithilfe von Lehrkräften der umliegenden Gymnasien, die neben den Mitarbeitern des Instituts in den Workshops unterrichteten, realisiert werden konnte. Frau

Annemarie Berkel nahm sich des Themas „*Faszination Lucretia – T. Livius und B. Britten*“ an, Herr Christian Ruft bot einen Workshop mit dem Titel „*Der Streit um die Lex Oppia (Liv. 34,1,1-8,3)*“ und Frau Dr. Caroline Dänzer bearbeitete das Thema „*Sexuelle Gewalt in den Metamorphosen am Beispiel von Apoll und Daphne*“.

Neben klassischen Workshops, die auf der Basis antiker Texte die Inhalte der Impulsvorträge vertieften, fanden zwei der Workshops in den Räumlichkeiten des Martin-von-Wagner-Museums statt. Dort wurde in zwei Gruppen sowohl die Vasensammlung (Marion Schneider) wie auch die Gemäldegalerie (Dr. Peter Günzel) besucht und an ausgesuchten Exponaten auf eine schülerinnen- und schülergerechte Art das neu gewonnene Vorwissen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer vertieft.

Den Abschlussvortrag des Schülertages hielt Thomas Baier, der Lehrstuhlinhaber der Latinitik und Initiator des Schülertages selbst. Er verglich in einem Pliniusbrief und einem Auszug aus dem Neuen Testament die dort skizzierten Frauendarstellungen. Es zeigte sich dabei zum Erstaunen der Schülerinnen und Schüler, dass das Neue Testament im Grunde das modernere Frauenbild vermittelt.

Die wiederholt große Zahl an Interessentinnen und Interessenten sowie die vielen positiven Rückmeldungen im Nachgang der Veranstaltung zeigen, dass es gelungen ist, den Schülertag zu institutionalisieren und als feste Größe für Oberstufenschülerinnen und -schüler der Fächer Latein und Griechisch zu etablieren.

PETER M. GÜNZEL

Andreas Fritschs Werke auf propylaeum.de

<https://archiv.ub.uni-heidelberg.de/propylaeumdok/view/schriftenreihen/sr-77.html>

Ce n'est pas un livre – es hätte aber eines werden können: In einer noch gar nicht so weit zurückliegenden Zeit war es akademischer Brauch, die „Kleinen Schriften“ eines Forschers noch einmal zwischen Buchdeckel zusammenzufassen und auf diese Weise wieder verfügbar zu machen, oder auch nicht: Denn diese Sammlungen fanden nur selten eine Verbreitung über die Sammelband-Abteilungen der universitären Spezialbibliotheken hinaus, die einzelnen Beiträge waren für Externe dann doch nur auf dem bisweilen recht bürokratischen Fernleihweg erhältlich.

Die Digitalisierung auch der Geisteswissenschaften hat – ein wenig im Verborgenen – neue Möglichkeiten geschaffen. Besonders für die Altertumswissenschaften hervorzuheben ist das Propylaeum-Projekt (<https://www.propylaeum.de/>), das von der UB Heidelberg und der Bayerischen Staatsbibliothek München getragen wird, und zu dem neben Bibliothekskatalogen, Datenbanken sowie dem Netzwerk *recensio.antiquitatis* auch eine elektronische Publikationsplattform (<https://www.propylaeum.de/publizieren>) gehört, die Buchpublikationen genauso einen Ort gibt wie ganzen Schriftenreihen oder – in unserem Fall relevant – die Wiederveröffentlichung von Zeitschriftenaufsätzen ermöglicht, die anders als etwa bei *academia.edu* nicht kommerziellen Interessen folgt.

Dafür zunächst einige Beispiele:

- Bucherstpublikation: Marc Brüssel, *Altsprachliche Erwachsenendidaktik in Deutschland: Von den Anfängen bis zum Jahr 1945*, Heidelberg: Propylaeum, 2018. <https://doi.org/10.11588/propylaeum.369.522>
- Buchzweitpublikation: Stefan Kipf, *Alt-*

sprachlicher Unterricht in der Bundesrepublik Deutschland: Historische Entwicklung, didaktische Konzepte und methodische Grundfragen von der Nachkriegszeit bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, Heidelberg: Propylaeum, 2020. <https://doi.org/10.11588/propylaeum.618>

- Publikationsreihe: *Acta Didactica Classica*. Bielefelder Beiträge zur Didaktik der Alten Sprachen in Schule und Universität, <https://books.ub.uni-heidelberg.de/propylaeum/series/info/adclass>
- Zeitschriften: *Forum Classicum* – <https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/fc/index> sowie die Vorgängerpublikation „Mitteilungen des Deutschen Altphilologenverbands“: <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mdav%20>

Andreas Fritsch (geb. 1941) muss kaum vorgestellt werden. Als Berliner Lehrer, Professor an der Pädagogischen Hochschule und dann an der Freien Universität (eine Reihe von Jahren auch für die Humboldt-Universität zuständig) und nicht zuletzt seit 1991 als Redaktor der MDAV und des *Forum Classicum* hat er über viele Jahre oder besser: Jahrzehnte die altsprachliche fachdidaktische Diskussion mitgeprägt. In dieser Zeit sind zahlreiche Beiträge entstanden, die heute noch relevant, aber nicht leicht an ihren Originalpublikationsorten aufzufinden sind (vgl. <https://www.klassphil.hu-berlin.de/de/personen/fritsch>).

Nun lassen sich aber die Digitalisate von aktuell (Stand Mitte Januar 2023) von neunzehn dieser Publikationen bequem lesen (weitere Veröffentlichungen scheinen geplant). Die Reihe

beginnt mit einem langen Aufsatz, in dem sich Bildungsgeschichte und aktuelle didaktische Fragen verbinden, nämlich zu „Sprache und Inhalt lateinischer Lehrbuchtexte. Ein unterrichtsgeschichtlicher Rückblick“ Nr. 1, 1976), worin – das ist typisch für Fritsch – der Blick auf die Tradition seit der frühen Neuzeit (immer wieder erscheinen Comenius und Gedike) als Maßstab für die aktuelle Praxis dient. Auch wenn seither mehrere Lehrbuchgenerationen ihren Weg in die Schulen und auch wieder heraus gefunden haben, so sei dieser Text allen Verfasserinnen und Verfassern von Lateinbüchern ans Herz gelegt (und natürlich auch den Verlagsverantwortlichen). Mit der Geschichte des altsprachlichen Unterrichts befassen sich auch Nr. 10 (zu Wilamowitz), 28 (Zeittafel zum altsprachlichen Unterricht in Berlin von 1945 bis 1990), 29 (40 Jahre DAV Berlin), 48 (Comenius) sowie 49 und 52 (zu Gedike). Einer von Fritsch' Lieblingsautoren ist Phaedrus, dem er sich in Nr. 16, 25 und 30 in unterschiedlichen Facetten nähert. Dass Latein nicht nur geschrieben, sondern auch gesprochen gehört, hat Fritsch in zahlreichen *officinae*

Latinae auf den DAV-Kongressen und darüber hinaus immer wieder mit Nachdruck vertreten. Nachlesen kann man diese Position in Nr. 13, 33 und 44. Konkret der (zur Entstehungszeit) aktuellen fachdidaktischen Debatte wendet sich Fritsch in Nr. 34, 38 und 40 zu.

Schon zum gegenwärtigen Zeitpunkt lassen sich in der keineswegs beliebig bunten, aber abwechslungsreichen Reihe auf Schritt und Tritt lohnende Anregungen zum Nach- und Weiterdenken (wieder)entdecken. Wer beispielsweise den kleinen Aufsatz über die „Antike im Spiegel Berliner Straßennamen“ gelesen hat, wird künftig bewusster durch diese Stadt gehen.

Diese Sammlung der Schriften von Andreas Fritsch zeigt auch exemplarisch, wie die Digitalisierung dazu beitragen kann, dass einmal Geschriebenes aus dem kollektiven Gedächtnis nicht so leicht verschwindet. Denn die Beiträge sind (wie alle vergleichbaren Sammlungen bei Propylaeum) nicht nur über die Suchfunktion oder als Katalog auffindbar, sondern auch über die einschlägigen Suchmaschinen zu ermitteln: *Quod non est in Google, non est in mundo* – dem ist hiermit Rechnung getragen.

ULRICH SCHMITZER

Zeitschriftenschau

A. Fachwissenschaft

Die Beschäftigung mit (Privat-)briefen hat in den Altertumswissenschaften Hochkonjunktur; nicht zuletzt gilt dies für die Briefe des jüngeren Plinius, die in der römisch-lateinischen Literatur die ‚Gattung‘ des literarischen Privatbriefs eigentlich erst begründet haben und bis auf den heutigen Tag wirken – nicht zuletzt als Lektürestoff im Lateinunterricht.¹ Für das Verständnis der

antiken Wirkungsgeschichte der plinianischen Briefe ist aber – über das Offensichtliche hinaus – noch einiges zu tun. Mit der Einleitungsepistel der Briefsammlung eines der wichtigsten Plinius-Nachfolger, des gallorömischen Senators und späteren Bischofs von Clermont Sidonius Apollinaris (geb. 431/2, gest. in den 480er-Jahren), und ihrem Verhältnis zu den Plinius-Briefen beschäftigt sich jetzt J. van Waarden (Wa.):

Leafing through Pliny with Sidonius. Sidon. Ep. 1.1, Plin. Ep. 1.1, 1.2, and 1.5, and Satire (**Mnemosyne 75.6, 2022, 1021-1043**). Dass Sidonius' Briefsammlung insgesamt (z. B. hinsichtlich des Aufbaus in neun Büchern)² und gerade auch die Epistel 1,1 stark an das plinianische Vorbild – und besonders an die plinianische Einführungsepistel – anknüpft, ist unstrittig: Schon bei einer oberflächlichen Lektüre beider Texte entsteht, wie Wa. einführend darlegt, der Eindruck, dass Sidonius-1,1 eine gewissermaßen aufgeblähte Version von Plinius-1,1 ist. Gleichwohl, so Wa., fehlen in Plinius-1,1 inhaltliche Elemente, die in dem Sidonius-Brief sehr wichtig sind. Zu nennen sind hier zunächst die Bitte um ein gründliches Lektorat der für die Publikation vorgesehenen Briefe und seine geäußerte Sorge um die Reaktion von Kritikern (Sidon. epist. 1,1,3f.; 1023-1025). Hier kommt in Wa.s Interpretation der Plinius-Brief 1,2 ins Spiel, der sich als Begleitschreiben zu einer Schrift gibt, die Plinius vielleicht veröffentlichen möchte – jedenfalls, wenn der Adressat Arrianus dies befürwortet; zu dieser Bitte um eine inhaltliche Einschätzung bestehen, so Wa., bemerkenswerte verbale Echos im Sidonius-Brief (1027). Das Thema ‚Reaktion der Kritiker‘ habe ebenfalls sein Fundament in diesem Plinius-Brief, auch wenn Plinius dort grundsätzlich optimistischer zu sein scheint und – so würde ich es formulieren – die Möglichkeit einer negativen Reaktion des Publikums allenfalls ex negativo andeutet (Plin. epist. 1,2,5: *confitebor et ipsum me et contubernales ab editione non abhorreere*; 1030f.). Das vielleicht schwierigste exegetische Problem in Sidonius-1,1 ist jedoch die Aussage über die literarischen Vorbilder; die Partie sei hier zitiert:

[...] Quinti Symmachi rotunditatem, Gai Plinii disciplinam maturitatemque vestigiis praesumptiosius insecuturus. Nam de Marco Tullio silere me in stilo epistulari melius puto, quem nec Iulius Titianus sub nominibus inlus-

trium feminarum digna similitudine expressit. Propter quod illum ceteri quique Frontonianorum utpote consecraneum aemulati, cur veteranosum dicendi genus imitaretur, oratorum simiam nuncupaverunt. (Sidon. epist. 1,1,1f.)

(Üb.: „[...] und ich werde die Vollendung des Symmachus und die Meisterschaft und Reife des Plinius mit kühnen Schritten nachahmen; denn von Cicero, glaube ich, schweige ich lieber, was den Briefstil angeht. Diesen hat noch nicht einmal Iulius Titianus unter dem Namen berühmter Frauen mit angemessener Ähnlichkeit nachgebildet. Deswegen schimpften ihn die anderen Frontonianer, die sich über ihren Genossen ereiferten, warum er einen altersschwachen Redestil nachahme, einen ‚Affen [d. h. Nachahmer] der Redner.“)

Strukturell hat diese merkwürdige Ausklammerung Ciceros eine Parallele in Plin. epist. 1,2, wo Plinius Demosthenes und den Attizisten Calvus als seine Vorbilder nennt, während Cicero auch hier eine Sonderstellung innehat: Dessen Salbölfläschchen (*ληκύθοι*) – gemeint ist ‚asianischer‘ Redeschmuck – wolle Plinius nicht völlig meiden, sondern an passenden Stellen dennoch nutzen (1027-1031). Aber dies erklärt letztlich noch nicht, warum Sidonius seinen bescheidenheitstopischen Verzicht auf eine *aemulatio Ciceronis* antiklimaktisch mit dem negativen Exemplum der obskuren Figur Titianus begründet (1029). Wa. nimmt hier ein intertextuelles Spiel mit einem weiteren Plinius-Brief (1,5) an. In diesem Brief wird Plinius' Gegenspieler, der *delator* Regulus, eingeführt. Mit Blick auf diesen Brief fallen zwei Dinge auf: Zunächst berichtet Plinius, Regulus habe dessen Freund Rusticus Arulenus, als *Stoicorum simia* (‚Affe [d. h. Nachahmer] der Stoiker‘) beschimpft (Plin. epist. 1,5,2). Darauf wird eindeutig angespielt, wenn es bei Sidonius heißt, Titianus (s. o.) sei wegen seiner Orientierung am ciceronianischen Stil von den Frontonianern ein *oratorum simia* geschimpft worden. Dann bekennt sich Plinius

an einer späteren Stelle (1,5,12f.) gegenüber Regulus, einem Anhänger der *eloquentia saeculi nostri*, als Nachahmer des ciceronianischen Stils (*est enim [...] mihi aemulatio cum Cicerone*). Der plinianische Prätext, so Wa., verleihe dem karikaturesken Titianus-Exemplum bei Sidonius Bedeutung und Tiefe: Titianus selbst werde einerseits mit Rusticus parallelisiert (was natürlich eine Übertreibung sei, denn anders als jener für seine Neigung zum ciceronischen Stilideal hätte dieser wegen der behaupteten Sympathie für die stoische Philosophie die Todesstrafe zu gewärtigen gehabt) und seine *aemulatio Ciceronis* andererseits mit der des Plinius, die seinerzeit eine Form der Unangepasstheit gewesen sei, zu der sich Plinius erst im Nachhinein (in seinen Briefen und nach dem Sturz Domitians) habe bekennen können (1035f.). Was Sidonius damit habe ausdrücken wollen, ist, dass er selbst, wie Titianus, eigentlich doch Ciceronianer sei, auch wenn dies einem zeitgenössischen Konformismus zuwiderlaufe (1037f.); diese verklausulierte Form der Kommunikation (*obscuritas*) sei für die spätantike Literatur charakteristisch (1038). Was Wa. in seiner Studie sehr anschaulich und im Ganzen, wie ich meine, überzeugend herausstellen möchte, ist, dass wir es hier mit einer assoziativen und kombinatorischen Form von Intertextualität zu tun haben (1039). Abschließend (1040) weist Wa. noch darauf hin, dass die Studie im Kontext seiner derzeitigen Vorbereitung eines Auswahlkommentars zu den Sidonius-Briefen in der Cambridge-Reihe entstanden ist. Ich denke, wir dürfen diesem Band mit Vorfreude entgegensehen. Erwähnt sei an dieser Stelle, dass der Aufsatz im Open Access veröffentlicht und auf der Seite des Brill-Verlags frei zugänglich ist.³

Wer nun auf den Geschmack gekommen ist, dem sei noch ein weiterer, ebenfalls im Open Access publizierter Beitrag zu Sidonius

in **Mnemosyne 75.6, 2022** ans Herz gelegt. Alison John: (Mis)Identifying Teachers in Late Antique Gaul. Sidonius' Ep. 4.11, Mamertus Claudianus and Classical vs. Christian Education (996-1020).⁴ John versucht in dieser prosopographischen Studie nachzuweisen, dass der bei Sidonius (epist. 4,11) bezeugte Claudianus Mamertus nicht, wie bislang angenommen, ein Rhetoriklehrer ‚klassischer‘ Prägung, sondern eher ein christlicher Intellektueller war.

And now for something completely different. Eine Besonderheit bzw. spezifische methodische Herausforderung der altertumswissenschaftlichen Editionsphilologie ist der Umgang mit Texten, von deren vormaliger Existenz wir zwar wissen, die sich aber nur in Form von mehr oder minder spärlichen Zitaten, Paraphrasen oder Bezugnahmen bei späteren Autoren erhalten haben. Gewöhnlich spricht man hier von ‚Fragmenten‘, doch sind mit diesem Begriff terminologische Schwierigkeiten und Abgrenzungsprobleme verbunden. Damit setzt sich jetzt Georg Wöhrle (Wö.) in einem programmatischen Aufsatz kritisch auseinander: Fragmente im Überfluss. Zur Problematik eines philologischen Begriffs (**Hermes 150.4, 2022, 385-404**). Da ich den in jedem Fall ungemein lesenswerten Text als einen Debattenanstoß verstehe, glaube ich, im Sinne des Verfassers zu handeln, wenn ich die Paraphrase des Inhalts im Folgenden eher raffé und stattdessen selbst zu einigen Punkten Stellung beziehe bzw. Alternativen andeute. Wö. hält den Begriff des Fragments für problematisch, möchte ihn durch den seines Erachtens semantisch passenderen Begriff des „Zeugnistextes“ ersetzen und leitet aus seiner Problematisierung methodische Schlussfolgerungen für die Arbeit mit Fragmenten (bzw. Zeugnistexten) ab. Am Begriff des Fragments stören Wö. vor allem drei Dinge: 1. Es handele sich bei dem Begriff um

eine eigentlich zweideutige Metapher: Neben der unvollständigen Überlieferung eines Werkes könne er auch das unvollendete Werk bezeichnen, und seit dem 18. Jahrhundert stehe er zunehmend auch für Literaturformen, die ihre eigene Unvollständigkeit bzw. Unvollkommenheit bewusst ästhetisiert hätten (388 u. 390).⁵ 2. Der Begriff suggeriere die Herauslösbarkeit eines ‚Fragments‘ aus dem Kontext, in dem es zitiert werde; dabei sei die Abgrenzung eines Zitats im Kontext eines überlieferten Textes häufig hochproblematisch (390). 3. Der Begriff sei belastet durch das Problem der Authentizität; dies betrifft, so Wö., einmal die Frage, ob einem Autor zugeschriebene Äußerungen historisch authentisch sind oder ihm fälschlich zugeschrieben werden, und zum anderen die Authentizität hinsichtlich des Wortlautes, die bei wörtlichen Zitaten oft höher veranschlagt werde als bei indirekter Wiedergabe oder noch distanzierteren Formen der Bezugnahme, die in Abstufung zum ‚Fragment‘ als ‚Testimonien‘ bezeichnet würden (393f.). Als Ausweg aus diesen (von Wö. empfundenen) Problemen wird der Begriff des ‚Zeugnistextes‘ vorgeschlagen, der wohl die Einheit von zitierter, paraphrasierter oder anderweitig bezeugter Äußerung einerseits und Kontext andererseits als Text *suo iure* bezeichnen soll – ganz klar wird das nach meinem Empfinden leider nicht (394). Im zweiten Teil geht Wö. auf methodische Konsequenzen für entsprechende Editionen ein: Er ist skeptisch gegenüber dem Usus, Textpassagen, etwa wörtliche Zitate, die den jeweiligen Herausgeber:innen ‚authentisch‘ erscheinen, durch typographische Mittel wie Fettdruck hervorzuheben (395 u. 398), und plädiert überhaupt dafür, dass man „unter altertumswissenschaftlichen Philologen im Allgemeinen und Fragmentsammlern im Besonderen Abschied vom Gedanken“ nehmen möge, „dass es überhaupt

etwas Authentisches gäbe und je gegeben habe, das nicht aus seinem jeweiligen Kontext heraus [...] immer neue Bedeutungen annimmt“ (395f.).

Wö. streift eine Reihe von Themen- und Problemkreisen, deren Komplexität jedem unmittelbar klar wird, der einmal den Versuch unternommen hat, selbst eine entsprechende Edition von der Corpusbildung bis hin zur Organisation und Präsentation des Materials zu planen. Insofern sind seine theoretischen Reflexionen hochwillkommen. Jedoch scheinen mir seine Erwägungen gerade dann, wenn sie die editorische oder kommentierende Praxis unmittelbar berühren, gelegentlich etwas extrem. Dass etwa das Verfahren, Zitate durch Fett- oder Sperrdruck innerhalb des Kontexts hervorzuheben, „besser aufgegeben werden sollte“ (398), vermag ich nicht einzusehen; es handelt sich doch bei solchen typographischen Markierungen selbstredend immer nur um ‚Angebote‘, zu denen sich Leser:innen gerne kritisch verhalten dürfen, sollen, ja eigentlich müssen. Trägt es denn nicht einem nachvollziehbaren Bedürfnis Rechnung, wenn die Herausgeber:innen mithilfe von Typographie und Layout zumindest vorläufig über die verschiedenen ‚Ebenen‘ des von ihnen dargebotenen ‚Zeugnistextes‘ (*aut quo nomine vult vocari*) orientieren?

Was ist nun von dem Vorschlag zu halten, den Fragmentbegriff zu verwerfen und stattdessen von ‚Zeugnistexten‘ zu sprechen? Hier muss ich ein klein wenig weiter ausholen: Bedenklich scheint mir, dass Wö. den Gegenstand seiner Diskussion buchstäblich von der ersten Seite an über dessen ‚Bruchstückhaftigkeit‘ definiert. Auch wenn die Unvollständigkeit und Defektivität in dieser Weise erhaltener Texte mit dem daraus erwachsenden Wunsch nach Rekonstruktion unstreitig praktische Probleme mit sich bringt, handelt es sich dabei, wie ich meine, vielleicht

dennoch nicht um ein essenzielles Wesensmerkmal, sondern um etwas eher akzidentielles; man könnte das Problem nämlich auch anders angehen und versuchen, das Phänomen in eine Typologie verschiedener Formen von Textüberlieferung einzuordnen, die ich mir hier ohne jeden Anspruch auf Originalität oder Novität kurz zu skizzieren erlaube: Zu unterscheiden wäre auf der obersten Ebene zwischen Primärüberlieferung und Sekundärüberlieferung; Primärüberlieferung bezeichnet die ‚selbstständige‘ bzw. ‚autonome‘ Tradierung eines Textes, wobei noch zwischen verschiedenen Subtypen von Primärüberlieferung zu unterscheiden ist; etwa zwischen originaler Überlieferung einerseits (für antike Texte selten, z. B. Inschriften oder authentische Papyrusbriefe) und abschriftlicher Überlieferung (gewissermaßen der Normalfall für literarische Texte) andererseits. Sekundärüberlieferung bezeichnet dagegen die ‚unselbstständige‘ Überlieferung eines Textes ‚in‘ bzw. ‚mithilfe‘ von anderen Texten als Zitate, Paraphrasen oder distanziertere Formen der Bezeugung – also das, was Wö. jetzt ‚Zeugnistext‘ nennen will.⁶ Die Frage der ‚(Un-)Vollständigkeit‘ ist für beide Typen eigentlich gar nicht entscheidend; ein primärüberlieferter Text kann unvollständig und ein sekundärüberlieferter Text vollständig erhalten sein. Man denke einerseits an den taciteischen *Dialogus de oratoribus* mit seiner vieldiskutierten Lücke, den wohl niemand als ein ‚Tacitus-Fragment‘ bezeichnen würde, und andererseits an kurze, nur als Zitate überlieferte Gedichte wie z. B. die drei (angeblich von diesen selbst verfassten) Grabepigramme auf Naevius, Plautus und Pacuvius bei Gellius, *Noctes Atticae* 1,24, die trotz ihrer Vollständigkeit in den zuletzt von Jürgen Blänsdorf herausgegebenen *Fragmenta Poetarum Latinorum* (FPL) Aufnahme gefunden haben.⁷ Für diejenigen Fälle von

Sekundärüberlieferung, bei denen tatsächlich oder vorgeblich der Inhalt einer Schrift zitierend oder paraphrasierend wiedergegeben wird, ist der Begriff ‚Fragment‘, wie ich meine, durchaus passend: Schließlich hat hier eine letztlich irreversible Dekontextualisierung aus einem ursprünglichen Zusammenhang stattgefunden, die man wenigstens metaphorisch wohl als ‚Bruch‘ wird bezeichnen dürfen, auch wenn durch die zitierende Rekontextualisierung ein neuer in sich integrierender Textzusammenhang entstanden ist – das ist letztlich eine Frage der Perspektive.⁸ Ein davon abgrenzbarer Subtyp von Sekundärüberlieferung sind Testimonien, die einen Text bezeugen, ohne ihn wiederzugeben. Dieser Unterschied kann in der Praxis z. B. mit narratologischen Kategorien (‚zitierte/transponierte Rede‘ vs. ‚narrativer Modus‘)⁹ operationalisiert werden.¹⁰ Wenn man den Begriff des Fragments so versteht, lösen sich die drei von Wö. formulierten Probleme (s. o.) zwar vielleicht nicht in Luft auf, aber verlieren doch an Schärfe und werden handhabbar:

Ad 1: ‚Fragmente‘ ohne weitere Qualifizierung dürfen wir sekundärüberlieferte Texte nennen, nicht jedoch unvollständige und ganz besonders nicht unvollendete Werke, bei denen ja nie ein ‚Bruch‘ stattgefunden hat; zugegeben besteht immer noch eine mögliche terminologische Überschneidung mit ‚physischen‘ Bruchstücken, also sog. Handschriftenfragmenten und Fragmenten literarischer Papyri, die der abschriftlichen Primärüberlieferung zuzuordnen wären. Ich glaube, dass das zu verschmerzen ist; wichtig wäre allerdings, in Editionen, für die beides relevant ist, klar dazwischen zu unterscheiden, was Editionsprinzipien und die Anordnung des Materials angeht (und hier hat Wö. viele gute Anregungen zu bieten; 395-402).¹¹

Ad 2: Dass die genaue Abgrenzung eines Fragments schwierig sein kann, ist unstrittig und

liegt in der Natur der Sache; im Besonderen gilt das natürlich bei Fragmenten von Prosatexten, wie beispielsweise philosophischen Schriften, mit denen Wö. sich in seiner Forschung im Besonderen beschäftigt,¹² was dem Aufsatz auch anzumerken ist. Eine Lösung muss aber nicht notwendig darin bestehen, den Versuch der Abgrenzung und dessen visuelle Repräsentation in Ausgaben aufzugeben; vielmehr wäre das Postulat abzuleiten, dass Editionen sekundärüberlieferter Texte immer einen Kommentar beinhalten müssen, in dem solche Abgrenzungen begründet werden – zumindest, wenn sie nicht selbstevident sind (was zum Glück häufig genug der Fall ist, etwa bei Dichterfragmenten, wo das Metrum bei der Abgrenzung oft ein klares Kriterium an die Hand gibt); diese Begründungen müssen sich dann natürlich im Fachdiskurs bewähren.¹³

Ad 3: Das Authentizitätsproblem besteht – abgesehen vielleicht von den für die Antike seltenen Fällen originaler Primärüberlieferung – immer und ist kein exklusives Problem der Sekundärüberlieferung. Schließlich sind auch auf dem Wege der abschriftlichen Primärüberlieferung Verfremdungen (etwa normalisierende Anpassung der Orthographie oder stillschweigende Kürzungen eines Kopisten) oder gar ‚Fälschungen‘ (Pseudepigraphie) möglich. Im Übrigen ist es auch nicht so, als sei gegen dieses Problem gar kein Kraut gewachsen. So lässt sich die Arbeitsweise und Zuverlässigkeit eines zitierenden Autors ja oft anhand von Zitaten überprüfen, für die auch eine Primärüberlieferung vorliegt; Guido Schepens nennt das „horizontale Kontextanalyse“.¹⁴

Wö.s Ausführungen sind ungemein anregend und stoßen eine sehr wichtige Debatte an, auf deren Verlauf sicher nicht nur ich gespannt bin; vorläufig möchte ich jedoch dafür plädieren, den Fragmentbegriff nicht voreilig über Bord zu werfen.

Außerdem in **Hermes 150.4, 2022** (u. a.) Christoph Michels: *Frontos gratiarum actio*. Ein politisches Ritual zwischen Schmeichelei und ‚affirmativem Fordern‘ (443-466). Michels untersucht Hinweise auf die selbst nicht erhaltene Dankesrede Frontos für dessen Suffektkonsulat (sowie deren Rezeption) und unternimmt einen Vergleich mit dem *Panegyricus* des jüngeren Plinius.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. Häger, H.-J. (2015): Das Briefcorpus des jüngeren Plinius. Neuere Tendenzen in Altertumswissenschaft und Didaktik, *Gymnasium*, 122.6, S. 559-596.
- 2) Vgl. Mratschek, S. (2017): The Letter Collection of Sidonius Apollinaris, in: C. Sogno u.a. (Hrsgg.), *Late Antique Letter Collections. A Critical Introduction and Reference Guide*, Oakland, CA, S. 309-336, hier: S. 311-313.
- 3) https://brill.com/view/journals/mnem/75/6/article-p1021_7.xml [07.02.2023].
- 4) https://brill.com/view/journals/mnem/75/6/article-p996_6.xml [07.02.2023].
- 5) Ergänzend zu Wö.s langer Bibliographie (402-404) wäre in diesem Zusammenhang noch zu nennen Burdorf, D. (2020): *Zerbrechlichkeit. Über Fragmente in der Literatur*, Göttingen.
- 6) Vgl. z. B. Pöhlmann, E. (1994): *Einführung in die Überlieferungsgeschichte und die Textkritik der antiken Literatur*, Bd. 1. *Altertum*, Darmstadt, S. 1-2.
- 7) Vgl. FPL, S. 69f.; 88f.
- 8) Vgl. Tischer, U. (2015): *Zitat, Fragment und Kontext*. *Enn. Ann. frg.* 6,14 Sk. und die Rolle kontextueller Aspekte bei der Deutung von Fragmenten, *Hermes*, 143.3, S. 333-355, hier: S. 333.
- 9) Vgl. z. B. Martinez, M. / Scheffel, M. (2002): *Einführung in die Erzähltheorie*, 3. Aufl., München, S. 62.
- 10) An dieser Unterscheidung würde ich festhalten wollen, freilich ohne die beiden Subtypen irgendwie zu hierarchisieren. Testimonien können sehr wichtig sein, etwa für die Rekonstruktion der antiken Text- und Rezeptionsgeschichte. Wenn sie beispielsweise Informationen über Buchtitel und -zahlen beinhalten, leisten sie dafür mehr, als ‚Fragmente‘ es jemals könnten.

- 11) Ein großes Potenzial haben hier vielleicht auch digitale Präsentationsformen, vgl. dazu Trachsel, A. (2017): Presenting Fragments as Quotations and Quotations as Fragments, in: Digital Classics Online, 3.2, S. 17-27.
- 12) Zu nennen ist insbesondere seine federführende Mitarbeit bei der rezeptionshistorisch orientierten Neuausgabe der Vorsokratiker unter dem Titel *Traditio Praesocratica*; hier zuletzt Bd. 4 Wöhrle, G. u. a. (Hrsgg.) (2022): Alkmaion von Kroton, Hippon von Metapont und Menestor von Sybaris, Berlin/Boston, MA.
- 13) Vgl. Schepens, G. (2000): Probleme der Fragmentedition (Fragmente der griechischen Historiker), in: Chr. Reitz (Hrsg.): Vom Text zum Buch, St. Katharinen, S. 1-29, hier: S. 16f.
- 14) Vgl. Schepens (2000), S. 11.

HENNING OHST

B. Fachdidaktik

AU 6/2022: Einstiege. In einem umfangreichen Basisartikel „Einstieg in die Literatur. Eine Herausforderung für den Lateinunterricht“ (2-13) wendet sich Th. Doepner gegen das offenbar immer noch verbreitete Verfahren, bei der Lektüre – vereinfacht gesagt – die Interpretation erst auf die Übersetzung folgen zu lassen. Stattdessen plädiert er für eine „literarische Begegnung“ (3), was auch Konsequenzen für die Art des Einstiegs habe. Bereits hier müsse den Lernenden auf der Ebene des lateinischen Textes Gelegenheit zur selbstständigen inhaltlichen Auseinandersetzung gegeben werden, als ein motivierendes „Leseerlebnis“ (4), wobei neben der sprachlich-stilistischen Analyse möglichst auch literaturwissenschaftliche Konzepte in die Deutung mit einzubeziehen seien. Darüber hinaus erhöhe die „Rahmung der Texte durch eine zweite Perspektive“ (ebd.) die Motivation der Lernenden, etwa wenn sie sich vor der Lektüre von Seneca, *Epistulae morales* I 1 Gedanken über den eigenen Zeitgebrauch machen oder Ciceros Verhältnis zur Philosophie mit dem bei Seneca vergleichen. Bei Ganzschriften sollten

von vornherein begleitende „Leitfragen und Interpretationslinien“ (11) angelegt werden. – Keip, M.: Vom Einstieg zum Ausstieg. Interpretationslinien eröffnen, verfolgen, zusammenführen (14-22; ab Jgst.9). Ganz im Sinne Doepners möchte auch Keip die Lektüre von Beginn an durch „Interpretationslinien“ begleitet sehen. Die dafür zu entwickelnden „Leitfragen“ werden am Ende „aufgegriffen, diskutiert und bewertet“ (15). Um diese zu finden, sollte sich die Lehrkraft zunächst selbst fragen, „warum sie den zu lesenden Text toll findet“ (ebd.). Bei Ovids *Metamorphosen* könnten dies Aspekte wie Spannung, menschliche Grundprobleme und die reiche Rezeption sein. Fallen die Erträge dieser persönlichen Findungsphase gering aus (besonders im Bereich *Quid ad nos?*), sollte die Lehrkraft „dringend die Textauswahl noch einmal überdenken“ (16). Es folgen weitere Beispiele für schülerorientierte Interpretationslinien bei der Lektüre u. a. von Cicero, Martial, Seneca und Caesar. – Wasserfuhr, M.-M.: Fabeln reloaded: *multiplex libelli dos est*. Zwei Einstiegsvorschläge in die Phaedrus-Lektüre (23-31; Jgst. 9-10, ca. 2-3 Stunden). Bei den beiden Vorschlägen zum Einstieg über den Prolog bzw. 1,24 (*rana rupta et bos*) könne zunächst auf Vorkenntnisse aus dem Deutschunterricht zurückgegriffen werden. Besonders gelungen ist das Material zu 1,24: Hier sollen zentrale Deutungsaspekte der Fabel (Inhalt und Aufbau, Perspektivwechsel, Moral) mit motivierenden Aufgabenstellungen bei behutsamer Progression erarbeitet werden. Der Differenzierung dienen bei beiden Einstiegen Hilfen über QR-Codes. Der abschließende „Impuls- und Fragezirkel“ (31) ist lektürebegleitend auch bei weiteren Fabeln anwendbar (Kreativaufgaben, Verhältnis von Unterhaltung und Belehrung, Aktualität; *Quid ad nos?*). – Den Einstieg in ein äußerst ambitioniertes Projekt stellt Z. Arkbay

vor: *Talia voce refert*. Ein produktions- und zielorientierter Einstieg in die *Aeneis* des Vergil (32-41; Jgst. 11-13, ca. 5 Stunden). Zunächst sollen die Lernenden aus dem Gemälde „Aeneas und Turnus“ von Giacomo del Pò (entstanden um 1700) einige inhaltliche und konzeptionelle Elemente eines Epos ableiten. Auf Grundlage einer eigenen Liste (Beispiel, S.33) stellt die Lehrkraft dann eine Textauswahl zusammen, bei deren Behandlung die Lernenden sukzessive die „Bausteine“ eines Epos kennenlernen (35; einige Beispiele: Proömium, Musenanruf, Götter, Rede, Traum). Als Handreichung für die Übersetzungsarbeit wurde das Proömium auf Textblättern aufbereitet. Von vornherein werden die Lernenden darauf hingewiesen, dass sie die in der *Aeneis* gefundenen Bausteine verwenden sollen, um am Ende ein „eigenes modernes Epos“ (34, sic) zu verfassen. Muss das zu erstellende Epos auch „nicht so umfangreich sein wie das des Vergil“ (37. Anm. 6), so bleiben doch Zweifel, ob allein mit der Behandlung der vorgeschlagenen *Aeneis*-Passagen ausreichend schriftstellerische Kompetenzen vermittelt werden, etwa für „die Heldengeschichte einer Frau“ oder den „Kampf gegen den Klimawandel“, so zwei von einigen Anregungen (37). – Hahnstein, M.: Wer war Catull? Ein rezeptionsorientierter Einstieg anhand Volpis Testimoniensammlung (42-49; ab Jgst. 9, 2-3 Stunden). Die Catull-Ausgabe von Giovanni Antonio Volpi (1737) enthält eine Reihe von Äußerungen antiker Schriftsteller über Catull und den Inhalt seiner Gedichte, von denen 8 bzw. 15 unter den Überschriften „Wer war Catull?“ und „Worüber hat Catull geschrieben?“ ausgewählt wurden. Die Präsentation als Übersetzung, als Lückentext und im Original kann der Binnendifferenzierung dienen. Auf dieser Grundlage sollen die Lernenden eine Mindmap „Catull“ (45) erstellen und ihre „Erwartungen

an eine Catull-Einheit“ (47) formulieren. Eine originelle Variante für den ersten Zugang zum Dichter. – Im Magazin Dietz, J.: So geht's rund: Lernspiel Formen-La-Ola (50f.). Im Uhrzeigersinn müssen die Lernenden Formen nennen (z. B. *dominus, domini* usw.) und dabei jeweils aufstehen. Für zusätzliche Dynamik sorgen „Aktionskarten“ (Richtungswechsel, Numeruswechsel, Joker). – Weidmann, D.: Totgesagte leben länger: Besuch einer Sonderausstellung zum Fortwirken des Lateinischen (52f.). Die Ausstellung im Kloster Dalheim (NRW), welche elf „Vertreter“ des Lateinischen von Cicero über Erasmus bis zu Asterix und Harry Potter thematisierte, endete bereits im Januar.

Fazit: Die Beiträge des Bandes rücken den Einstieg als wichtigen Bestandteil der Unterrichtsplanung ins Bewusstsein und regen dazu an, ihn schülerinnen- und schülerorientiert und als Teil eines Gesamtkonzepts zu gestalten. Dies kann der Komplexität wie der Attraktivität insbesondere der Interpretationsarbeit nur gut tun.

ROLAND GRANOBIS

Das Archäologische Museum Frankfurt zeigt vom 25.11.2022 bis zum 10.4.2023 die in internationaler Kooperation entstandene Ausstellung „MITHRAS. Annäherungen an einen römischen Kult“ nach den Stationen Mariemont (Belgien) und Toulouse (Frankreich). In **Heft 1-2023** der Zeitschrift **Antike Welt** ist Mithras, ein origineller Gott, der sich von allen anderen abzuheben scheint, das Titelthema mit einem Blick auf die aktuellen Forschungen zum geheimnisvollen Mithraskult, die ein immer besseres Verständnis der antiken religiösen Welt ermöglichen. Internationale Expertinnen und Experten informieren die Leserinnen und Leser zu den östlichen Ursprüngen des Mithras, führen in das Herz der ihm geweihten Heiligtümer sowie zu seinen

Anhängern und beleuchten die Bedingungen, unter denen der Kult verschwand. – Bricault, L. / Veymiers, R. / Antoroso, N.: Was gibt es Neues über Mithras? Aktuelle Forschungen zu einem geheimnisvollen Kult, 8-12. – David, W.: Der stiertötende Sonnengott im Norden des Imperiums. Mithras in Obergermanien, 13-18. – L. Bricault, R. Veymiers: Mithras en miniature. Münzen und Gemmen als Quellen für den Kult, 19-23. – Bricault, L. / Veymiers, R.: Das Relief Borghese. Vom Kapitol zum Louvre-Lens, 24-29. – Amoroso, N.: In neuer Gesellschaft. Bilder des stiertötenden Mithras im Mittelalter, 30-32. – Weitere Artikel: Fornhoff, M. / Rausch, L. / Reusch, L.: Archäologische Visualisierung und Rekonstruktion. Neue Möglichkeiten im digitalen Zeitalter, 39-46: 3D-Modelle und Nachbauten archäologischer Objekte und Bauten sind ein wichtiges Mittel der Wissensvermittlung und eine starke Konkurrenz zu den physischen Methoden vergangener Generationen. – Haselberger, L.: „Il primo nel trovar“. Der griechische Architekt Hermogenes – neu entdeckt zur römischen Kaiserzeit und im Europa der Neuzeit, 47-56. – Splitter, R.: „... der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure feststehende Dampf Wolke ...“. Teil 1. Der Vesuv in Plänen und Ansichten des 18. Jahrhunderts – Studien zum Königreich Neapel, 57-65. – Okrusch, M. / Lorenz, J. A. / Abu El-Enen, M. M.: Porfido Rosso Antico – Ein ägyptischer Naturwerkstein in der ägyptischen Ostwüste. Abbau, Transport und kulturelle Bedeutung, 68-76: Die Verwendung von ägyptischem Porphyr war vor allem dem römischen Kaiserhaus vorbehalten, gerühmt wurde seine außergewöhnliche Farbe. Die Gewinnung in den Steinbrüchen und der Transport zum Nil stellten eine technische Meisterleistung dar. – Chechulina, I. / Semenova, A.: Archäologie während des Krieges. Archäo-

logische Stätten und gefährdete Sammlungen in der Ukraine, 77-83: Seit Februar 2022 herrscht Krieg in der Ukraine. Nicht nur die Menschen leiden, auch das reiche Kulturgut des Landes wurde seitdem in großem Ausmaß geplündert oder durch Angriffe zerstört. – (ohne Verfasserangabe): Eine besondere Kulisse für das römische Erbe. Das Musée de la Romanité in Nîmes, 84-87.

Die Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel**, **1/2023 (Nr. 107)**, hat das Christentum in England. Mythen, Märtyrer, Monarchie zum Titelthema. Seit dem 2. Jh. entwickelt sich in England das Christentum. Der erste König war ein getaufter Wikinger. Die Normannen bauten Kathedralen und Klöster. Jahrhunderte waren geprägt von Streit und konstruktiven Diskussionen: Das Verhältnis von politischer und religiöser Macht gehörte zu den Grundfragen. In diesen Jahrhunderten entstanden großartige Werke der Literatur und die berühmten Bibelausgaben wie die King James Bible. Scharfsinnige theologische Überlegungen von Menschen wie Anselm von Canterbury oder Thomas More berührten auch das europäische Festland. – B. Maier: Kelten, Kreuze, Klöster. Die ersten Christen in England: Julius, Aaron und Alban, 8-15. – Kirchen, Kathedralen und Universitäten. Überblickskarte, 16f. – Waßenhoven, D.: Kirche zwischen Eroberern und Eroberten. Die Spur der Wikinger und Normannen vom 8.-12. Jh., 18-27. – Zeittafel. Personen, Ereignisse, Dokumente, 28f. – Leppin, V.: Vernunft, messerscharf. Scholastik im mittelalterlichen England, 30f.: Lässt sich mit den Werkzeugen des griechischen Philosophen Aristoteles christliche Theologie auf wissenschaftlicher Ebene treiben? Einige Denker auf der britannischen Insel versuchten es und lösten damit internationale Diskussionen aus. – Hoffmann, M.: „Die beste Kathedrale auf dem Planeten“. Die Kathedrale von Durham und

ihre kirchengeschichtliche Bedeutung, 40-45. – Link, A.: „Begnüge dich mit nichts, was weniger ist als Gott“. Mary Ward – eine Frau ergreift die Initiative, 48f.

Pünktlich zum Jahresende ist die Zeitschrift **Ianus. Informationen zum altsprachlichen Unterricht, Nr. 43-2022** erschienen, herausgegeben von der Bundesarbeitsgemeinschaft Klassischer Philologen und Altertumswissenschaftler Österreichs Sodalitas. Das etwa 100 Seiten starke Heft hat seinen Charakter etwas geändert, bedauerlicherweise gibt es weniger Rezensionen (z. B. sollte jeder zumindest aus der Besprechung das 2021 bei Winter/Heidelberg, erschienene Bändchen von Mischa Meier „Die erneronische Christenverfolgung und ihre Kontexte“ kennen, der sich mit Nero, Christen in Rom des 1. und 2. Jahrhunderts, dem Brand Roms, Tacitus, der Maxime *sine ira et studio* oder Fake News beschäftigt). Anstelle der früher zahlreichen Rezensionen gibt es weit mehr fachwissenschaftliche, didaktische und essayistische Beiträge sowie die Vorträge der Fachdidaktiktagung 2022 in Innsbruck: G. Flemmig: Der Westfälische Frieden – ein Dokument in lateinischer Sprache, 6-15. – Maier, F.: Wider den ‚homo digitalis‘. Substantielle Bildung als Kontrapunkt, 16-20. – Burger, R. / Lachawitz, G.: Die ‚Parabel‘ und

ihre Nachkommen, 21f. – Giere, C.: Mittel- und Neulatein macht Schule! Chancen nachantiker Texte und Materialien im digitalen Format, 23-36. – Glas, R. / Oswald, R.: Alter Wein in neuen Töpfen – Neue Zugänge zum Grundkurs am Beispiel Essen und Ernährung, 37-46. – Korn, M.: Fachdidaktik 2022 meets Fachdidaktik 1675. Eine neulateinische Prosaparaphrase der Aeneis zur Lektüre im Lateinunterricht, 47-53. – Kropf, K.: *Non scholae, sed vitae discimus?* Lateinkenntnisse 5-10 Jahre nach Abschluss einer österreichischen AHS, 54-61. – Schäller, P.: Möglichkeiten und Grenzen des Playstation-Spiels „Assassin’s Creed Odyssey“, 62-67. – Warger, R.: Gelungene Übergangsektüre. Zur Auswahl geeigneter Autoren/Textstellen für diese Phase im Lichte der österreichischen Schulbücher, 68-79.

Auf der Titelseite von **Heft 4-2022** der Zeitschrift **Circulare** ist über einen Sensationsfund zu lesen: 24 antike Bronzen in toskanischem Thermalbad entdeckt (Ausgrabungen in San Casciano dei Bagni). – Unter der Rubrik Neuigkeiten auf Seite 2 gibt es Informationen zu den Bezugsmöglichkeiten eines Werbefolders für den Lateinunterricht und Planungsnotizen zur Gestaltung des Stowasser-Jubiläums im Herbst 2023 in Kefermarkt. Gefeiert werden soll mit einer Ausstellung und einem Symposium die Tat-



Odysseus-Verlag
CH-5023 Biberstein
www.odysseus-verlag.ch

Bonbons (sugarless)
mit 13 latein. Sprichwörtern

500 Stück € 62.-
Inkl. Porto Deutschland

sache, dass J. M. Stowasser am 18.8.1893 in Lest im Mühlviertel die erste Auflage seines Wörterbuches vollendete. – Über den Wiener Gymnasiallehrer Stowasser schreibt H. Niedermayr: Nicht nur Lexikograph: Josef Maria Stowasser als Nachdichter antiker Lyrik, 4-7. – J. Schmidt berichtet S. 3 über den Internationalen Lateinwettbewerb am Stift Melk (19.-21.10.2022) mit Aufgaben zur Übersetzung und Deutung lateinischer Texte aus der Regel und der Lebensbeschreibung des heiligen Benedikt. – Pietsch, W. J.: Latein auf Stein – *reviviscens*. Zur Wiederbelebung des Inschriftenprojekts von anno 1996, 9-10. – Lehrreich und amüsant zugleich ist der Artikel aus der Sicht einer Großmutter von M.-Th. Schmetterer zur Lateinwahl ihres Enkels und zur Frage: Was sagt man einem Dreizehnjährigen, der gern auf Oppositionskurs ist, um ihn zu überzeugen? Vgl. auch die umfangreiche Webseite von M.-Th. Schmetterer <https://www.lateinundantike.at/>. – An einen umtriebigen Vorgänger an der Freien Universität Berlin erinnert M. Möller in ihrem Nachruf: Der Unerschrockene – in memoriam Bernhard Kytzler, 23.

In der Zeitschrift **Scrinium**, **Heft 2-2022** (<https://dav-rlp.de/scrinium/scrinium-aktuell>), berichten St. Busch und D. De Brasi von der Gründung des Ancient Culture Club an der Universität Trier, 4-6. Dieser Club will auf nicht allbekannte Fälle von Rezeption antiker Themen und Literatur aufmerksam machen, Lust aufs (Wieder-)Lesen wecken und vielleicht auch Anregungen zu einer unterrichtlichen Behandlung bieten. – L. Jacoby liefert einen ersten Beitrag: Robert Harris' Pompeji als Vermittler antiker Literatur, 7-18. – A. Dams-Rudersdorf gibt praktische Hinweise für eine Exkursion zu den Limeskastellen Pohl und Holzhausen, 19-28.

Die Alten Sprachen im Unterricht sind bei **Heft 4-2022** angelangt. Den Anfang macht W.

Suerbaum: Trauernde Witwen mit der Aschenurne ihres Gatten: Andromache und Agrippina in singulären antiken Darstellungen und ein klassizistisches Artemisia-Relief, 3-14. – Es folgt G. Ziegler: Raffael und Die Schule von Athen – mehr als ein Who's who?, 15-30. Es folgen seine Vorschläge zur Berücksichtigung des Freskos als Rezeptionsdokument bei der Lektüre philosophischer Texte ab Jahrgangsstufe 10, 31-43.

Das **Heft 4/2022** der Online-Zeitschrift **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg**, (<http://lgbb.davbb.de>) beginnt mit einem Bericht von J. Bernhardt über das Berliner Altsprachenfest 2022 – zur Wiederholung geeignet, 211-213. – J. Bernhardt gibt sodann einen Fortbildungsbericht aus dem November 2022. Latein mit Navigium, 214f. – Es folgen: M. Humar: ‚Krisenexperiment‘ und Literatur – eine (un)mögliche Verbindung?, 216-221. – Ferner ein Positionspapier der Fremdsprachenverbände zur Stärkung der zweiten und dritten Fremdsprachen im Land Brandenburg; eine gemeinsame Erklärung der Landesverbände VdF, DSV, BIRU, DAV anlässlich des Beteiligungsprozesses am Mehrsprachigkeitskonzept am 6.5.2022, 222-225. – Als Vorabdruck aus der Aachener Zeitschrift **Pro Lingua Latina**, **Heft 24** erscheinen, zusammengestellt von H. Krüssel, lateinische Chronogramme zum Tod Papst Benedikts XVI. und solche auf das Jahr 2023, 228-233. – Besprechungen schöner Bücher, empfohlen von J. Rabl (Titel von Irene Vallejo, Jessica Maier, Dennis Pausch, Wolfgang Will, Peter von Möllendorff, Alexander Demandt – mit zahlreichen ganzseitigen Fotos von A. Rabl vom Diokletianspalast in Split im frühen Sonnenlicht – Judith Herrin, Gabriele Kompatscher und Sonja Schreiner), folgen auf den Seiten 237-296.

JOSEF RABL

Besprechungen

Grethlein, J. (2022): *Antike und Identität*, Tübingen, Mohr-Siebeck 2022, 94 S., EUR 16,- (ISBN: 978-3-16-161852-9).

Der Titel der vorliegenden Essaysammlung, *Antike und Identität*, weist auf eine Diskussion hin, die in der letzten Zeit kontroverser geworden ist: Wem gehören die Altertumswissenschaften, die Antike? Wer beschäftigt sich mit Klassischer Philologie und warum? Bei wem liegt die Deutungshoheit über die Inhalte des Faches?

Wie alle akademischen Fächer sind die Altertumswissenschaften in Deutschland nach wie vor männlich dominiert. Während der Anteil der Professorinnen in den Geisteswissenschaften insgesamt bei 41 Prozent liegt,¹ weist die Klassische Philologie nur 24,8 Prozent auf,² also einen noch niedrigeren Anteil als die fakultätenübergreifenden 27%.³ Weiter sind die Altertumswissenschaften traditionell die Domäne eines kulturell und ökonomisch privilegierten Bürgertums, und ihre Klientel ist traditionell so weiß, wie sich Winkelmann die griechischen Statuen vorstellte: Die meisten Studierenden und fast alle Lehrenden im deutschen wie im anglophonen Raum sind europäischstämmig, und entsprechend werben Schulen mit einer europäischen Identität, die durch das Lernen von Latein und Griechisch verstanden, ja, erworben werden könne.

Während die Dominanz männlicher Forschender in den Altertumswissenschaften nicht nur mit der Identität des Faches zu tun hat, ist der Eurozentrismus innerhalb der Disziplin historisch wohl einzigartig: Schon Friedrich August Wolf betrachtete Griechen und Römer (im Gegensatz zu nordafrikanischen und nahöstlichen Kulturen) als einzige Völker,

die im Besitz einer „eigentlichen Geisteskultur“ gewesen seien.⁴ Sein Kollege Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff schrieb 80 Jahre später von „seit Jahrhunderten faulenden völker[n] und staaten der Semiten und Ägypter“.⁵ Die spätere nationalistische und faschistische Antikenrezeption tat ihr Übriges zur Weißwaschung der in Wahrheit ethnisch sehr diversen antiken Kulturen (ebenso der Missbrauch antiker Symbolik durch die gegenwärtige Neue Rechte). In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mochte das Beschwören von Europa noch dazu dienen, die entzweiten europäischen Nationalstaaten durch die Rückbesinnung auf ein imaginäres gemeinsames Erbe wieder ideologisch zu verbinden. In Zeiten globaler Migrationsbewegungen kann das Pochen auf einer europäischen Identität jedoch auch als ängstlich-elitärer Abgrenzungsgestus verstanden werden.

Die Diskussion um die Identität der Altertumswissenschaften reiht sich ein in die neuen Kulturkämpfe des 21. Jahrhunderts: Traditionelle Inhalte werden problematisiert und neu hinterfragt, und lange marginalisierte Gruppen treten mit Anspruch auf Deutungshoheit auf. Sie fordern eine gerechtere Verteilung bei der Vergabe von Studienplätzen oder Stellen, bei denen traditionell eine männliche und weiße Klientel bevorzugt wurde.

Wie positioniert sich nun Jonas Grethlein (G.) in dieser Debatte? In den drei vorliegenden Essays ergibt sich ein unterschiedliches Bild.

Das kurze Vorwort „Wissenschaft zwischen Fakten und Identitäten“ und der erste und längste Teil, „Die Kontroverse in *Classics*“ sind die streitbarsten Partien des Buches. Hier geht es weniger

um einen kritischen Blick auf den Eurozentrismus der Disziplin, sondern vor allem um die Forderungen bisher marginalisierter Gruppen, im Fach mitreden zu dürfen.

Vor allem zwei Argumentationslinien erscheinen hier problematisch. Erstens rückt G. den Wunsch nach Repräsentation Marginalisierter „in ein Fahrwasser, in dem sich auch die identitäre Rechte bewegt“, indem „essentialistische Grundannahmen des Identitätsbegriffs“ einzelne Gruppen voneinander isolieren (4): „In verstörender Weise erinnern die klare Abgrenzung von Identitäten und die auf sie gegründeten Ansprüche an das identitäre Programm der Neuen Rechten“ (30). Nicht nur werden Betroffene von Diskriminierung mit Ausübenden gleichgesetzt, mit der ‚Hufeisentheorie‘, die linke Identitätspolitik nahe an der extremen Rechten verortet, begibt sich G. auch in sehr schlechte Gesellschaft: Gerade in den letzten Jahren wird die ‚woke Linke‘ von konservativer Seite ständig in die Nähe des Nationalsozialismus gerückt, sei es im Hinblick auf die angebliche Cancel Culture oder auf Banalitäten wie der Einhaltung von Corona-Regeln (unvergessen die Selbststilisierung Protestierender mit gelben Davidsternen). Bei den „essentialistische[n] Grundannahmen des Identitätsbegriffs“, den G. auch sonst als „zu statisch, zu wenig dynamisch“ bezeichnet (29), handelt es sich um eine Unterstellung: Die Forderung nach intersektionalen Perspektiven bedeutet eben gerade die differenzierte Betrachtung der komplexen Gemengelage aus sozialen und ökonomischen Fragen, und damit zusammenhängend auch Gender und Ethnizität. Dass diese Faktoren nicht überlappen, aber statistisch doch sehr häufig konfundiert sind – ethnische Minoritäten haben sowohl in den USA als auch in Deutschland weniger Zugang zu Bildung –, bezieht G. in seine Überlegungen nicht ein (z. B.

auch 33f.) und lässt sich gar zu einem Ausspielen der „Obsession mit Identitäten“ gegenüber „wirtschaftliche[r] Ungleichheit und soziale[r] Ungerechtigkeit“ à la Sahara Wagenknecht verleiten, die Identitätspolitik nicht als Antidiskriminierungsmaßnahme begreift, sondern als „Programm saturierter Akademiker“ (31).

Der zweite Punkt, der in G.s Argumentation erstaunt, ist die Abwesenheit einer Auseinandersetzung mit den Erkenntnissen der *critical race theory*. So prangert er gleich zu Beginn Quotenregelungen für Minderheiten an, indem er ein objektives Wissenschaftsbild (der „Versuch, Erkenntnisse zu gewinnen“, 3) einem identitätspolitisch subjektiven entgegenstellt („Mittel für die politische Emanzipation unterdrückter Gruppen“, 3), wie es sich bereits im Titel des Vorworts andeutet und später noch pointierter formuliert wird: „Wissenschaft als rettender Lieferant von Fakten für die Politik versus Wissenschaft als solipsistischer Ausdruck von Identität – der Unterschied könnte kaum größer sein“ (4).

G. übersieht (und mit ihm viele, die dem Vorschlag von Quotenregelungen Argumente der Qualifikation und der Objektivität entgegenhalten), dass Wissenschaft noch nie losgelöst war von der Identität der Forschenden, nur waren diese jahrhundertlang fast ausschließlich weiß und männlich. Zwar steht G. dem Eurozentrismus der Altertumswissenschaften durchaus kritisch gegenüber (s. unten), aber er zieht nicht in Betracht, dass Identifikation mit den eigenen Forschungsgegenständen schon immer ähnlich funktioniert haben muss wie heute: „Die einen sehen in der Antike die Grundlage unserer kulturellen Identität, die anderen bewerten sie nach der Richtschnur der eigenen Identität. Im ersten Fall wird die Antike normativ überstrapaziert, im zweiten wird der Zugriff auf sie narzisstisch verkürzt.“ (13) Betreiben die Prediger einer

europäischen Antike als Grundlage für ‚unsere‘ Identität etwa keine narzisstische Verkürzung? Oder sogar in höherem Maße als diejenigen, die für eine Diversifizierung der Perspektiven argumentieren? Die Annahme einer einzigen, objektiven Sichtweise, die hinter G.s Formulierungen zu stecken scheint, wirkt positivistisch; der Anspruch, die Identität der Forschenden solle hinter den wissenschaftlichen ‚Fakten‘ zurücktreten, konnte nur aufrechterhalten werden, weil diese Gruppe jahrhundertlang so homogen war, dass ihre Perspektive als ‚objektiv‘ gelesen wurde.

Hierarchisierungen von Texten und Autoren, von Epochen und Sprachstufen, schließlich auch von verschiedenen Kulturen haben unseren Kanon geformt. Gerade in den Altertumswissenschaften wird dieser Kanon nun von allen Seiten aufgebrochen: Fokussierungen auf Genderfragen oder auf sozial marginalisierte Gruppen spielen mittlerweile in allen altertumswissenschaftlichen Disziplinen eine Rolle, die *aurea Latinitas* und die griechische Klassik werden durch bisher vernachlässigte Texte ergänzt. Diese Tendenzen sind nicht zuletzt auch Frucht der Bemühungen einer diverseren Forschungsgemeinschaft: Die Gender-Studies wurden in den Altertumswissenschaften maßgeblich von weiblichen Forschenden begründet, neue Perspektiven auf Sklaverei stammen gerade im US-amerikanischen Feld auch von nicht-weißen Personen, deren Vorfahren teilweise selbst versklavt waren.

Wenn G. argumentiert, „die Brüche in der Tradition und Unterschiede zur Gegenwart [sein] zu groß, als dass man mit [dem Altertum] eine kulturelle Identität begründen könnte“ (14), wischt er die rezeptionsästhetischen Argumente beiseite, denen die antike Literatur ihr Überleben einzig verdankt, und verkennet ein Bedürfnis nach Identifikation, das Forschende schon immer angetrieben hat. Man muss die eigene Identität

nicht mit dem Altertum „begründen“, aber die eigene Identität nicht zum Forschungsgegenstand in Beziehung zu setzen, erscheint illusorisch.

Entsprechend bringt G. wenig Verständnis für den Wunsch nach Quotenlösungen auf; er vertraut dem traditionellen System der anonymen *peer review*: „Es spielt also keine Rolle, ob ein Beitrag von einem Mann oder einer Frau stammt, ob der Autor oder die Autorin alt oder jung ist, welche Hautfarbe, welche sexuelle Orientierung er oder sie hat etc.“ (26)

Das Ignorieren einer Implikation der Identität von Forschenden in ihre Arbeit wird in der soziologischen Forschung *color blindness* genannt: Beharren auf dem eigenen Standpunkt als ‚objektiv‘, Unkenntnis der eigenen Privilegien, Leugnung der Marginalisiertheit anderer Perspektiven. Denn natürlich spielt Diskriminierung auch in der *blind review* eine Rolle: Ganz abgesehen von den Exklusionsmechanismen, die Marginalisierte zuweilen überhaupt daran hindern, sich für akademische Stellen zu bewerben, werden sich konservative Herausgebende nicht gerade um unkonventionelle Fragestellungen reißen. Der Faktor der wissenschaftlichen Qualität – selbst schon ein Konglomerat aus mehreren Elementen wie Originalität und Quellenkenntnis – ist also nur ein Faktor in der *peer review* (die in einem kleinen Fach übrigens auch nicht immer so anonym ist, wie sie sein sollte).

Die vermeintliche Objektivität dieses Verfahrens verteidigt nicht nur G. beharrlich: Auch wenn Quotenregelungen bisher selten sind (vor allem im deutschsprachigen Raum; G. nennt die inzwischen eingestellte US-amerikanische Zeitschrift *Eidolon*, 15f.), werden sie von der traditionellen Klientel der Altertumswissenschaften teilweise als Instrument der Verdrängung verstanden; von Cancel Culture ist da die Rede (G. setzt das Umbenennen von Straßennamen

mit der Streichung von Inhalten aus dem Kanon gleich: 36f.) oder gar von „inversem Rassismus“ gegen Weiße, wie G. den Berner Althistoriker Stefan Rebenich affirmativ zitiert (11). Ein Argument gegen die apriorische Unmöglichkeit eines Rassismus ‚von unten nach oben‘ bleiben sowohl Rebenich als auch G. schuldig; es liegt nahe, dass ihnen die strukturelle, traditionell omnipräsente und alltägliche Natur von Diskriminierung einfach nicht bewusst ist, wenn sie die Forderung nach Bevorzugung marginalisierter Personen kritisieren.

Dass Marginalisierte nicht mehr bereit sind, die Deutungshoheit über ihre eigene Situation privilegierten Gruppen zu überlassen, kann G. folglich ebenfalls nicht nachvollziehen: Er zitiert die niederländische Kontroverse über die Legitimität der Übersetzung eines Gedichts der Schwarzen Autorin Amanda Gorman, die von einer Weißen erstellt worden war: Sie sei nicht in der Lage, so das Argument kritischer Stimmen, sich in die Erfahrungswelt der Autorin einzufühlen. Diese Diskussion hat mit den Altertumswissenschaften nichts zu tun, aber sie könnte: Wer darf künftig zur Sklaverei forschen? Dürfen Männer Gender-Studies betreiben? Die Antwort ergibt sich rasch aus einem Blick über die Forschungslandschaft in den Classics: Aktuell befassen sich zahlreiche biographisch nicht betroffene Forschende mit marginalisierten Gruppen. Der springende Punkt besteht eher darin, dass sich Betroffene eine gewisse Sensibilität wünschen, wenn für sie problematische Themen in ihrer Gegenwart verhandelt werden, und dass Nichtbetroffene diese offenbar nicht immer aufbringen können oder wollen. Niemand protestiert gegen Weiße, die etwa die Bildungschancen von Schwarzen statistisch untersuchen, aber wenn Weiße Schwarze Lebenswelten für sich beanspruchen, besteht die Gefahr einer Usurpierung der

Perspektive (etwa in Form der Fokusverschiebung vom Effekt rassistischer Äußerungen bei Betroffenen hin zur Intention der Ausübenden). Diese Unterscheidung zwischen Forschung einerseits und Repräsentation andererseits will G. nicht nachvollziehen; so schreibt er über den Afroamerikanisten Frank B. Wilderson und ihm Gleichgesinnte: „Ihre Behauptung, nur Schwarze könnten ‚blackness‘ verstehen, stößt auch wohlmeinende Gelehrte anderer Hautfarbe vor den Kopf und widerspricht der Grundannahme, Wissen müsse intersubjektiv plausibel sein.“ (27) Aber die intersubjektive Plausibilität der Erfahrung von ‚blackness‘ würde entweder voraussetzen, dass ein herkunftsdeutscher Professor für Klassische Philologie in der gleichen Lebenswelt zuhause ist wie sein Schwarzer US-amerikanischer Kollege, oder aber, dass die eigene Lebenswelt mit der Forschung nichts zu tun habe. G. fehlt das Verständnis dafür, wieso die Sichtbarmachung der eigenen Identität ein politischer Akt ist; seine Frage „Ist die Besessenheit mit Identität nicht verbohrnt angesichts des Reizes, sich mit etwas anderem als dem Eigenen zu beschäftigen?“ (30) offenbart erneut, dass er zwischen der Perspektive der Marginalisierten (für die es nicht um „Reiz“ geht, sondern um existentielle Fragen wie ihre Präsenz im Fach) und seiner eigenen nicht unterscheidet.

Diesem vorbehaltlosen Verlass auf wissenschaftliche Objektivität entspricht auch G.s Positionierung zum Wandel des Kanons: „Aber wie lässt sich der Versuch, mit dem Kanon alle Werke abzubilden, vereinen mit dem Anspruch, die besten Werke auszuwählen?“ (28).

Was sind denn die Kriterien, so möchte man fragen, für „die besten Werke“? Dass schon Goethe sie geschätzt hat? Ist nicht die Thematisierung von Kanonbildung eine essentielle Voraussetzung für die literaturwissenschaftliche

Ausbildung Studierender, und ist nicht die Frage, warum und von wem Qualitätskriterien erstellt wurden, wesentlich ‚objektiver‘ und ‚wissenschaftlicher‘ als ihre unhinterfragte Übernahme?

Nach diesen ersten 44 Seiten des Buches folgt ein kürzerer Essay zum Thema von Uvo Hölschers vielzitiertem Diktum der Antike als eines „nächsten Fremden“, der sich zunächst liest, als sei er von einem anderen Autor geschrieben. Hier zeigt G. sehr differenziert verschiedene Auffassungen zum Paradigma des „nächsten Fremden“ auf, zunächst nicht das Hölschersche Original, sondern die Interpretation der Berliner Latinistin Melanie Möller, die einen sehr unmittelbaren Zugriff zeitgenössischer Lesender auf die antiken Texte für möglich hält. Dies stellt einen gewissen Gegensatz zu Hölscher dar, der, wohl abgeschreckt durch den Missbrauch der Antike in der Zeit des Nationalsozialismus, das Fremde hervorhebt, anhand dessen Lernende Distanz und kritische Reflexion lernen können. G. fügt diesen Paraphrasen Äußerungen des italienischen Kunsthistorikers Salvatore Settis und der britischen Althistorikerin Mary Beard hinzu, die ebenfalls eine Antike zwischen Identität und Alterität beschreiben. Er stellt jedoch auch fest, dass der Vagheit dieser Formulierung eine gewisse Beliebigkeit innewohnt, so dass man sie gleichermaßen auf Literatur, Sozialgeschichte oder materielle Artefakte anwenden kann, und zitiert weiter den Mediävisten Otto-Gerhard Oexle, der das Mittelalter als sein „nächstes Fremdes“ betrachtet. Kurz blitzt ein Verteidigungsreflex des Altphilologen auf, wenn G. behauptet, dass sich „dem heutigen Leser die Odyssee eher [erschließt] als das Nibelungenlied“ (50), ohne dies näher zu erklären. Dann weitet er die Frage, was denn das „nächste Fremde“ nun sei, auch auf eine spatiale Ebene aus, sind uns doch die gegenwärtigen Kulturen von China und

Nordamerika heutzutage in vieler Hinsicht näher als die Antike. Weiter unterzieht er Hölschers Begriff von ‚Klassik‘ einer kritischen Analyse und kommt zu dem Schluss, dass das „nächste Fremde“ diesen *de facto* ersetzt hat: Nach wie vor hat die Antike für Hölscher einen besonderen Status. Auf den folgenden Seiten setzt sich G. mit einem weiteren Verfechter dieser ‚Klassik‘ auseinander: Der philologische Kollege Jörg Dittmer hatte sich zu G.s im Merkur und bei Zeit Online erschienenen Artikel geäußert, der die Basis des vorliegend in Buchform erschienenen Essays gewesen war,⁶ und G. vorgeworfen, sich vom Begriff des ‚Klassischen‘ zu entfernen. G. liefert hier eine luzide Betrachtung über die Problematik der Normativität des ‚Klassischen‘, sowie eine wohltuend relativierende Einordnung der griechisch-römischen Kulturen zwischen zahllose andere antike und moderne Paradigmen, die uns als Spiegel und Gegensatz unserer eigenen Welt dienen können. Die Vereinnahmung der klassischen Antike für ‚uns‘ entlarvt er elegant: Dittmers Vorwurf, dass nicht mehr die klassische Philologie die großen Themen der Menschheit wälze, sondern „Orchideenfächer“ wie die Ägyptologie (gemeint ist Jan Assmann), kontert G. mit der schlichten Feststellung, andere Kulturen könnten eben genauso gut die Funktion des „nächsten Fremden“ erfüllen. Auch die notorische Überhöhung europäischer Kulturen insbesondere gegenüber islamischen Gesellschaften durch den Gräzisten Thomas Szlezák lässt G. nicht gelten und bezeichnet diese „Instrumentalisierung der Antike [als] ebenso fragwürdig wie offensichtlich“ (60), um gleich darauf die Idealisierung vermeintlich antiker Erfindungen wie der ‚Demokratie‘ zu tadeln, einer Demokratie, „in der Frauen, Fremde und Sklaven kein Stimmrecht hatten“ (61). Schließlich zeigt er sich postkolonialen Ansätzen gegenüber

voller Verständnis: „Man kann [...] nicht nur Demokratie und Freiheit, sondern auch Sklaverei und Kolonialismus auf die Antike zurückführen“ (62). Im letzten Satz dieses Kapitels zieht G. dann doch den Bogen zurück zur Identitätsdebatte:

Weder in der Form eines identitätspolitischen Programms noch als die Idee einer kulturellen Identität Europas ist Identität eine hilfreiche Kategorie für den heutigen Zugriff auf das griechisch-römische Altertum. Sie engt den Blick auf die Antike entweder ein, bis nur noch Widerspruch oder Bestätigung der eigenen Position zu sehen ist, oder lädt ihr eine Begründungslast auf, die sie nicht tragen kann. (65)

Hier zeigt sich erneut die Gleichsetzung der – durchaus kritisch betrachteten – immer schon tonangebenden Eliten mit den ‚Neuen‘ in der Zukunft, die nun auch mitreden und ihre eigenen Perspektiven einbringen wollen. Dass G. diesen hierarchischen Unterschied nicht mit einbezieht, entspricht seiner Distanzierung auch von der eigenen *persona*: Er verteidigt die Position der Objektivität, als sei er nicht selbst ebenfalls geprägt von einer notwendig rezeptionssteuernden Identität, und als sei diese nicht privilegiert, sondern einfach neutral.

Der letzte Essay des Bandes, betitelt *Reflexivität und Rezeption*, betont die oft und zu Recht beschworene komplexe Diskursivität vieler uns erhaltener antiker Texte. Bisweilen fragt man sich hier, wer das anvisierte Publikum der oft etwas allgemein anmutenden Darlegungen sein soll: Dass die griechische Tragödie schon durch die Dialogizität des Genres einen Schauplatz der Ambiguitäten darstellt, wie sie sich etwa in der Figur eines Kreon manifestieren, ist keine neue Erkenntnis, nicht für klassische Philolog*innen, aber auch nicht für ein fachfremdes, bildungsbürgerliches Publikum; dass G.s Buch von Lesenden rezipiert wird, die mit den Kanones nicht vertraut sind, bleibt unwahrscheinlich, da das Wissen um den Inhalt der Antigone vorausgesetzt wird.

Auch die Diskussion zu Platon wirkt ein wenig farblos; es ist nicht überraschend, dass die Staatsform der Demokratie kontroverse Diskussionen, wie sie in den Dialogen stattfinden, erst ermöglichen, bis hin zur Kritik an der Demokratie selbst. Formulierungen wie „Aber auch die archaische Dichtung ist keineswegs primitiv“ (86), die einen kurzen Absatz zu Homers Odyssee einleitet, werfen erneut die Frage auf, für wen der Text geschrieben ist – wer hätte jemals behauptet, die homerischen Epen seien „primitiv“? Der interessanteste Teil des Kapitels besteht in einem knappen und kundigen Überblick über die aktuellen politischen Referenzen auf Thukydides: G. zeichnet die Genese der Idee eines angeblich thukydideischen „politischen Realismus“ nach und beleuchtet, wie die Aussagen der Protagonisten in dem Geschichtswerk seit jeher für Thukydides' eigene gehalten wurden, von Hans Morgenthau bis zu heutigen neokonservativen Theoriebildung. „Nicht Thukydides, sondern die Athener berufen sich auf die Macht des Stärkeren“, summiert G. (76) – und dass es gerade das Scheitern dieser Ideologie ist, die der griechische Geschichtsschreiber darstellt. Es ist tatsächlich erstaunlich, wie häufig Thukydides immer wieder als Advokat einer rücksichtslosen Machtpolitik rezipiert und diese durch den Verweis auf den großen alten Mann gerechtfertigt wurde. G. hält den neokonservativen ‚Thinktanks‘ hier einen Spiegel vor: Sie haben den *Peloponnesischen Krieg* nie gelesen. Das Sich-Berufen auf eine antike Autorität ist Fake – interessant wäre die Frage, warum die antike Autorität eine gegenwärtige politische Einstellung überhaupt legitimieren sollte. Die kurze Besprechung der Vergilschen *Aeneis* liest sich dann wieder eher generisch, und dass G. George Steiners Ansatz von 1990 als „jüngere Interpretation“ bezeichnet (81), sagt viel über den aktuellen Zustand der

Altertumswissenschaften aus. Immerhin findet auch die Inschrift an der Grabstätte der unidentifizierten Toten des 2014 eröffneten Ground Zero Memorial Museums Erwähnung; G. vermerkt auch, dass die Vergilschen Toten, die mit dem *nulla dies*-Vers geehrt werden (9.447: „kein Tag wird euch jemals aus dem Andenken der Zeiten löschen“), Nisus und Euryalus sind, die bei einem freiwillig unternommenen Angriff ums Leben kommen (82), ein Gedanke, den man angesichts der so grundlegend anderen Situation der Opfer des 11. September gerne noch etwas ausgeführt gesehen hätte.

Es ist dies eine lange Rezension über ein kurzes Buch geworden. Dies ist vielleicht gerechtfertigt durch die Tatsache, dass sich auch in den Altertumswissenschaften mittlerweile Gräben auftun, wo die eine Seite die andere nicht mehr versteht. Diese Debatten erscheinen heute grundsätzlicher, als es etwa die Tübinger ‚Troia-Debatte‘ in den 1990er-Jahren war, aber ist sie das wirklich? Damals ging es um nichts weniger als die Historizität des Troianischen Mythos, und damit auch um die der Homerischen Helden, die für Forschende schon immer ein gewisses Identitätsstiftendes Potential gehabt haben, auch für G. selbst, der in seiner Monographie *Mein Jahr mit Achill* eine sehr persönliche Auseinandersetzung mit der homerischen Achilleus-Figur vorgelegt hat (2022). Das Bedeutsamere an den aktuellen Kontroversen ist wahrscheinlich, dass sie sich aus sehr viel weitergehenden gesellschaftlichen Verwerfungen speisen, als es die von der breiteren Öffentlichkeit eher mit Staunen betrachtete Troia-Kontroverse damals tat. Identitätspolitische Bewegungen wie #blacklivesmatter und #metoo haben die Welt verändert, auch die Welt der Wissenschaft, und keineswegs nur im Bereich der Geisteswissenschaften: Beispielsweise wird in der Medizin seit den 1990er-Jahren sogenannte

Gendermedizin geübt, also die Erforschung und Erprobung von Symptomen und Medikamenten an einem diverseren Testpublikum, während die bisher geübte – vermeintlich objektive – Forschung, immer am Typus eines 75 Kilo schweren Mannes stattgefunden hatte. Aus dieser Diversifizierung sind wichtige Erkenntnisse hervorgegangen, etwa, dass sich Herzinfarkte bei Frauen anders äußern als bei Männern. Es bleibt zu hoffen, dass die Verknüpfung von Wissenschaft und Identität auch in der Altertumswissenschaft weiter fruchtbringend sein kann, auch im Sinne neuer Theoriebildung: Der bisher herrschende Objektivitätsbegriff, so scheint es, bedarf einer vorsichtigen Anpassung.

Anmerkungen:

- 1) <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/197908/umfrage/frauenanteil-in-der-professoren-schaft-nach-faechergruppen/#:~:text=Im%20Jahr%202021%20betrug%20der,-Bildungsbeteiligung%20und%20Chancengleichheit%20im%20Hochschulbereich> [05.01.2023].
- 2) https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-Forschung-Kultur/Hochschulen/Publikationen/Downloads-Hochschulen/personal-hochschulen-2110440217004.pdf;jsessionid=BFDFDA3CF23646C0887BD4459D4CB1A1.live722?__blob=publicationFile;S.270:85:28 [05.01.2023].
- 3) https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2022/12/PD22_559_213.html [05.01.2023].
- 4) Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert, Berlin 1807, 16.
- 5) Philologische Untersuchungen 7: Homerische Untersuchungen, Berlin 1887, 215f.
- 6) https://augustana.de/fileadmin/user_upload/Klassische_Philologie/4_Joerg_Dittmer_Kritische_Anmerkungen_zu_Jonas_Grethlein_Merkur1_2018%20.pdf [03.01.2022], <https://www.zeit.de/kultur/2018-01/altertum-antike-naechste-fremde-uvo-hoelscher> [03.01.2022].

KATHARINA WESSELMANN

Ingrid Hesekamp (2021): *Das Bild von „Africa“ in der augusteischen Dichtung. Poetische Konstruktionen eines geographischen Raumes* (Vergil, „Aeneis“ – Horaz – Properz). *Göttinger Forum für Altertumswissenschaft – Beiheft N.F. Bd. 11*, Göttingen, De Gruyter, 263 S., EUR 129,- (ISBN 978-3-11-073609-0).

Die Geschichte Afrikas in der Frühzeit bleibt weitgehend im Dunkeln. In der Antike waren Zentren in Ägypten und an der nordafrikanischen Küste bekannt, allerdings drangen die Römer nicht in das Innere Afrikas ein. Ingrid Hesekamp (H.) hat sich ein Thema für ihre Dissertation ausgesucht, das nicht im Zentrum der bisherigen Forschungen stand. Sie möchte das Bild dieses „Kontinents“ untersuchen, das die augusteischen Dichter Vergil, Horaz und Properz in ihren Werken vermittelt haben. Ihr Ziel ist es nicht, einige inhaltliche Aspekte aneinanderzureihen, die sie in den Opera der genannten Dichter ausfindig gemacht hat, und dann zu einem Bild zusammenzufassen, vielmehr ist ihr Ziel, „die einzelnen Facetten dieses Bildes in ihrer inhaltlich-formalen Gestaltung, Funktionalität und Interdependenz aus dem Textganzen heraus nachvollziehbar zu erschließen und so die den jeweiligen Texten zugrunde liegende poetische Konzeption von Afrika sichtbar zu machen“ (16).

Ihre wissenschaftliche Arbeit, die unter der Ägide von Prof. Markus Schauer (Universität Bamberg) entstanden ist, gliedert sich in die *Einleitung* (1-16) (1. Kapitel), in das zweite Kapitel mit dem Titel *Der historisch-geographische Rezeptionskontext* (17-32), in das dritte Kapitel, das dem Werk Vergils gewidmet ist: *Afrika – eine literarische Landschaft als Bühne in Vergils Aeneis* (33-130), in das vierte Kapitel: *Afrikanische Motive in den Dichtungen des Horaz und Properz* (131-210), in das fünfte Kapitel: *Die Präsentation Afrikas in Epos und Lyrik – ein Vergleich*

(211-221) sowie in das sechste Kapitel, in dem *Ergebnisse und Perspektiven* vorgestellt werden (222-229). Daran schließen sich ein *Quellen- und Literaturverzeichnis* (230-243), ein *Verzeichnis der Abbildungen und Tabellen* (244-245), ein nützliches *Verzeichnis der Textstellen* (246-254) sowie ein *Verzeichnis wichtiger Namen und Sachaspekte (Stellen in Auswahl)* (255-263) an.

In der Einleitung beschreibt H. den Aufbau ihrer Arbeit und bietet einen Forschungsbericht mit wichtigen Publikationen zu Geographie, Natur und Landschaft. Zusätzlich hätte sie das Buch von Ulrich Schmitzer zu Rom oder auch das von Michael Wissemann zu den Parthern nennen können (Schmitzer, U. (2016): *Rom im Blick. Lesarten der Stadt von Plautus bis Juvenal*, Darmstadt; Wissemann, M. (1982): *Die Parther in der augusteischen Dichtung*. Frankfurt/M./Bern). H. arbeitet die Forschungsergebnisse der vorgestellten Publikationen in ihre Untersuchung ein, wobei sie den Schwerpunkt auf Afrika ausrichtet. Die Autorin verspricht die Erarbeitung des vorgestellten Themas in einem „fachwissenschaftlichen, in sich konsistenten Analyseverfahren, das jeweils um entsprechende Interpretate erweitert wird“ (16).

Im zweiten Kapitel untersucht H. zunächst *antike Vorstellungen von der Einteilung der Welt in Kontinente* (19-20) und beruft sich unter anderem auf Sallust, der in seiner Schrift *Bellum Iugurthinum* (17,3f.) von drei Erdteilen ausgeht, nämlich Europa, Asien und Afrika. Derselbe Autor verweist aber auch darauf, dass es Weltbilder gäbe, in denen Afrika keinen eigenen Kontinent darstellt. Für Plinius den Älteren war offensichtlich die Dreiteilung der Welt selbstverständlich (Plin. nat. 3,3). Danach geht H. auf *Erkundungen Afrikas von etwa 600 bis 100 v. Chr.* ein (20-23) und erinnert an Herodot, der in seinem Geschichtswerk zahlreiche Volksstämme aufzählt und

deren Sitten und Gebräuche beschreibt (Hdt. 4, 168-199). Bekannter wurde Afrika vor allem seit der Zeit der römischen Herrschaft in Nordafrika, vor allem nach der Zerstörung Karthagos. Sallust weiß über die Gebiete in Nordafrika und deren Bewohner einiges zu berichten (Iug. 17,1ff.). Auch in der Zeit des Augustus beschränkt sich das Wissen der Zeitgenossen hauptsächlich auf den nördlichen Teil Afrikas (31).

H. wählt bei der Analyse der Aeneis des Vergil im Wesentlichen ein textimmanentes Verfahren, wie bei der Untersuchung der Werke der anderen beiden Dichter. Daneben greift sie auf Erkenntnisse der Erzähltheorie zurück, ohne diese lang und breit darzulegen. In einer Anmerkung verweist sie auf wichtige Literatur (34, Anm. 124). H. lässt auch Beobachtungen zu intertextuellen Bezügen in ihre Überlegungen einfließen, „insbesondere wenn Praetexte im Sinn des *aemulatio*-Prinzips die Folie bilden, auf der die Gestaltung einer Textpassage gesehen werden muss, damit ihre spezifische Ausprägung verstanden werden kann“ (34). Sehr anschaulich erläutert H. zum Beispiel die Zeitebenen der Erzählung mit Hilfe von farbig gestalteten Abbildungen. Wenn H. literaturwissenschaftliche Begriffe verwendet, werden sie jeweils beim ersten Vorkommen mit knappen Worten erklärt. Der Adressat des Epos wird zweimal nach Afrika geführt, zuerst, als der Dichter aus Mantua beschreibt, wie der Schauplatz bei der Landung der Trojaner an der nordafrikanischen Küste gestaltet ist. Die zweite Gelegenheit, ein Afrikabild zu vermitteln, nutzt der Erzähler in der Prophezeiung des Anchises und in der Darstellung des Augustus auf dem Schild, als der Nachfahre Caesars als Sieger über afrikanische Stämme vorgestellt wird (Verg. Aen. 6,794-797; 8,722-724). So gelingt es Vergil, Afrika zum doppelten Handlungsraum zu gestalten, einmal dem des Stammvaters der

Römer, zum anderen dem des Adoptivsohnes Caesars. H. arbeitet heraus, dass die beiden Zeitebenen erzähltechnisch verschränkt sind und der Adressat die Aufgabe erhält, „die jeweiligen Entwürfe von Afrika zueinander in Beziehung zu setzen“ (38). Sodann erläutert H. die Typologie des Raumes (39-44), die Erzählsituation (44-50) und „die erzählerische Dramaturgie, Begegnung mit Afrika in drei Akten“ (50-66); gemeint sind Ankunft, Aufenthalt und Abschied. Der afrikanische Raum wird mehrdimensional in die Erzählung eingebaut; dabei werden geographische, politische, ethnische, soziale und geopolitische Merkmale angeführt. Zum epischen Ornat gehören die Beschreibung der örtlichen Landschaft, Angaben zu den dort lebenden Volksstämmen und knappe Informationen zu den wilden Tieren. Aufgrund der überlieferten Kenntnisse kannten die Römer Tiere, auf die Venus hinweist und die von Ascanius ersehnten Tiere wie *aper*, *capra*, *cervus*, *leo*, *lynx* und *ursus* (83). Hier wird wie in einigen anderen Fällen zur Veranschaulichung ein Farbbild herangezogen (Abb. 6, Mosaik 4. Jh. n. Chr., 84). Eber und Löwe sind nicht einfach nur gefährliche Tiere, sondern sie sind wesentliche Elemente des Mythos und gelten in den Epen Homers als Gegner, die schwer zu besiegen sind. So

„wird die afrikanische Landschaft hier mit realen und zugleich symbolträchtigen, sozusagen homerisch-epischen Tieren bestückt. Libyen wird auf diese Weise zum Raum, der die Möglichkeit zur Selbsterprobung und Bewährung, zu Ruhm und Ehre im heroischen Sinne bieten könnte, und illustriert auf diese Weise den Charakter der Figur, die sich danach sehnt“ (88).

In den lyrischen Texten des Horaz und Propertius werden afrikanische Details motivhaft verwendet, wobei der Dichter aus Venusia solche Elemente in deutlich „höherer Dichte“ gebraucht als

Properz (224). Horaz reduziert das Bild Afrikas auf wenige entscheidende Charakteristika; es wird eine Landschaft evoziert, die lebensbedrohend ist, von Hitze und Trockenheit geprägt, Küsten besitzt, die eine gefährliche Brandung aufweisen und von Menschen bewohnt wird, die ihre Waffen zur Vernichtung der Fremden einsetzen. Leider konnte H. nicht auf das instructive Buch von Holger Sonnabend zurückgreifen, das erst später erschienen ist (Sonnabend, H. (2021): *Fremde und Fremdsein in der Antike. Über Migration, Bürgerrecht, Gastfreundschaft und Asyl bei Griechen und Römern*, Marixverlag Wiesbaden). Besonders eingehend interpretiert H. die Oden 2,1 und 3,3 (142-154), aber auch weitere Oden, in denen Afrika eine Rolle spielt (etwa 1,22; 2,6; 2,20) (154-164). Horaz tritt nicht als Geograph oder Historiker auf, sondern behandelt in seinen Gedichten übergeordnete Themen wie „Fragen von Krieg und Frieden, von Leben, Liebe, Freundschaft und Tod“ sowie die Dichtkunst (194). Der Dichter der Oden verwendet Stereotype und Klischees, die den Römern bekannt waren. Es handelt sich nicht um eine realistische, „aber auch nicht um eine poetische Beschreibung des Kontinents im Sinne eines Gesamtbildes“ (196). H. arbeitet heraus, dass Horaz kein Porträt Afrikas erstellen möchte, sondern „Afrika fungiert als ein Reservoir von griffigen und eingängigen Motiven“ (196).

In den Elegien des Properz gibt es nur wenige Anspielungen auf Afrika. H. macht deutlich, dass es im Grunde zwei Motive sind, die der Dichter präsentiert. Afrika steht metaphorisch für einen enormen Reichtum, der nur wenigen Adligen zur Verfügung steht. Es wird die Gewinnmaximierung kritisiert. Der Kontinent steht aber auch für die „Bedrohung des Individuums durch die vernichtende Kraft maßloser Leidenschaft“ (209).

Abschließend stellt H. mögliche Forschungsfelder vor (226-229), die auf der Grundlage ihrer Arbeit untersucht werden könnten.

Insgesamt legt H. eine gründliche Studie vor, in der sie wichtige Forschungsliteratur berücksichtigt, gut nachvollziehbare Interpretationen präsentiert, ihr methodisches Vorgehen überzeugend darlegt, ohne zu ausführlich auf theoretische Konstrukte einzugehen, und sich eines flüssigen und gut lesbaren Stils bedient. Ihr gelingt es, den wissenschaftlichen Diskurs voranzubringen. Naturgemäß können in einer Rezension nur wenige Aspekte wie Einordnung in den Forschungsstand, methodische Vorgehensweise und erarbeitete Resultate begutachtet werden. Daher empfiehlt der Rezensent, das Buch selbst gründlich zu studieren und die vorgelegten Interpretationen zu bewerten.

DIETMAR SCHMITZ

K.-W. Weeber (2022): Das Römerlexikon, C.C. Buchner: Bamberg, 200 S., EUR 19,80 (ISBN 978-3-7661-5490-3).

Man schrieb das Jahr 1751, als der erste Band der Enzyklopädie erschien, die bis heute mit Denis Diderots Namen verbunden ist. Sein Ziel war es unter anderen, „die auf der Erdoberfläche verstreuten Kenntnisse zu sammeln“ (*L'Encyclopédie* 5, 1751, 635 s. v. *Encyclopédie*) und den Menschen zugänglich zu machen. In solchem Geist ist auch Weebers (W.) Römerlexikon verfasst, wenn es im Vorwort heißt: „Dieses Buch will dabei helfen, ... Informationslücken zu schließen“ (3) und wendet sich mit diesem Anliegen vor allem an Schüler*innen, aber auch allgemeiner an Interessierte. 93 meist ausführliche Artikel und 101 weitere Stichworte, also insgesamt 194 Einträge, und 139 Abbildungen wollen dem intendierten Leserkreis die Welt der Römer nahebringen. Ausdrücklich ausgenom-

men sind in W.s Konzept dabei die historischen Akteure mit ihren Biographien, es erfolgt also eine Beschränkung auf Realien. Den zeitlichen Rahmen stecken die Königs- und die Kaiserzeit mit Ausrichtung auf die paganen Epochen der goldenen und silbernen Latinität ab; Christentum und Spätantike spielen keine erkennbare Rolle. Innerhalb der Lemmata erfolgt kaum eine zeitliche Differenzierung, es entsteht also der fragwürdige Eindruck eines kulturellen Kontinuums seit der Gründung Roms. Jedes Stichwort eröffnet W. mit einem motivierenden Leseanreiz, der seine Rezipienten auf ihrem vermuteten Vorkenntnisstand abzuholen versucht. Das ist ein begrüßenswerter Ansatz, wenn er auch zuweilen im Text der Lemmata oder bei der Wahl der Stichworte zu trivial-zeitgenössisch gerät. Ob also zum Beispiel Drogen, Party oder Tierschutz als Stichworte für ein Römerlexikon geeignet sind, kann dennoch letztlich eine Frage des Geschmacks bleiben. W.s übrige Auswahl an Themen wie Recht, Wohnen, Kleidung, u. ä. erlaubt jedenfalls einen sinnvollen Überblick über eine ferne Vergangenheit, die zu den zentralen Grundlagen unserer Kultur gehört; gleichwohl könnte man sich noch weitere Einträge beispielsweise zum Staatsverständnis, zum Straßenbau, zur antiken Technik, Medizin und Sexualität u. a. vorstellen. Letztere wird nur unter den Themen Ehe und Prostitution gestreift, die Medizin auf Aussagen über die Ärzteschaft reduziert und die Ingenieursleistungen finden nur unter Wasserversorgung Erwähnung, nicht aber unter dem Stichwort Straße, das nur auf Bettler, Kriminalität, Müll u. ä. verweist. Auch bei den Themen Umwelt, Klima und Seuchen hätte die Auswertung von K. Harpers *Fatum* (2. Aufl. 2020) aktuellere Erkenntnisse vermitteln können. Ungeachtet dieser Quisquilien zeugt das Werk vom profunden Wissensschatz seines Autors,

der allerdings Hinweise auf benutzte oder weiterführende Literatur schuldig bleibt. Online sind nur die Zitatstellen der eingeflochtenen Auszüge aus antiken Autoren verfügbar (ccbuchner.de/clip_code/5490-01). Die ausgewerteten Autoren selbst und vorkommende lateinische Begriffe sind hingegen in zwei Registern am Ende des Buches (196-200) aufgelistet. Diese Anordnung in einerseits Onlinenachweis und andererseits Printübersicht erscheint dem Rez. ein wenig unlogisch und disparat.

Am Ende bleibt deshalb also die Frage, ob ein Sachlexikon in Buchform noch eine zeitgemäße Publikationsform darstellt. Denn selbst die *Encyclopaedia Britannica* hat nach 244 Jahren (1768-2012) schon vor einer Dekade ihr Erscheinen als Printmedium zugunsten einer Onlineausgabe eingestellt. Wäre nicht vielleicht auch für eine zweite Auflage dieses Lexikons die Überführung in ein Onlinemedium wie etwa das *Antike-Lexikon für Schule und Studium* (telemachos.hu-berlin.de/latlex/latlex.html) wegen seiner Aktualisierbarkeit und leichten Verfügbarkeit als zeitgemäßer und attraktiver anzuraten?

MICHAEL WISSEMANN

K. Roeske (2022): Res publica Romana – Die römische Republik. Wesen und Werte, Krise und Untergang. Texte von Cicero und Augustin bis zu Max Weber und ihre Interpretation. Würzburg: Königshausen & Neumann, 176 S., 24,80 EUR (ISBN: 978-3-8260-7648-0).

Der Autor, umtriebiger Altphilologe und ‚Ruheständler‘, hat innerhalb von nur einem Jahr erneut ein Buch herausgebracht, das interessierte Laien genauso ansprechen dürfte, wie es Kolleg*innen bei der Vorbereitung des Unterrichts in den alten Sprachen, aber auch z. B. in der Philosophie oder Ethik nützlich und hilfreich sein dürfte. Dabei ist es interessant zu

wissen, dass es sich um ein ‚Produkt‘ handelt, das aus der Volkshochschularbeit, also aus der Diskussion Roeskes mit interessierten Erwachsenen hervorgegangen ist.

Kurt Roeske (R.) nähert sich dem Thema seines Buches, *Res publica Romana – Die römische Republik*, an Hand der zeitunabhängigen Fragen, welche Werte die Politik bestimmen, welche Rolle Führungseliten spielen und wie sich der Umgang des Staates mit seiner Geschichte auswirkt. Dazu teilt er sein Buch i. W. in drei Abschnitte auf, die relativ unabhängig voneinander stehen und gegebenenfalls auch je einzeln gelesen werden können. Es geht um den Staat als Sache des Volkes, Die Natur als Quelle des Rechts sowie die Krise und den Untergang der Republik. Im Verlauf der Lektüre werden die Rezipient*innen also nicht nur zur Auseinandersetzung mit Geschichte, sondern u. a. auch mit Themen der politischen Philosophie, Rechtsphilosophie sowie der Ethik angeleitet.

Eine ausführliche Vorstellung des Marcus Tullius Cicero, an dessen Schriften sich die Darstellung naturgemäß in großen Teilen orientiert, geht diesen drei Abschnitten voran, Register und Verzeichnisse am Ende des Buches erleichtern den Zugriff auf einzelne Informationen. Insgesamt 45 Abbildungen, oft Porträts der jeweils in den Texten vorgestellten Personen, illustrieren das Werk. Die dargestellten Werke stammen aus völlig verschiedenen zeitlichen und geistesgeschichtlichen Zusammenhängen und stellen teilweise selbst ein ganzes großes Stück der Rezeptionsgeschichte dar.

Marcus Tullius Cicero

In einem einleitenden Kapitel stellt R. den für das Buch zentralen antiken Autor, Cicero, vor. Den philosophischen Fragestellungen des Buches gemäß steht dabei der Philosoph Cicero im

Vordergrund, der Redner sowie der Staatsmann Cicero folgen. Es geht um Leben, Wirkung zu Lebzeiten und vor allem auch um die Nachwirkung bis in die Neuzeit. Die Texte könnten durchaus im Unterricht, etwa im Lateinunterricht der gymnasialen Oberstufe, einführend und begleitend als Überblick eingesetzt werden. Die Quellen werden – wie im gesamten Buch – leserfreundlich in deutscher Übersetzung zitiert, worin sich u. a. zeigt, dass das Buch sich von seinem Ursprung her insbesondere an Laien richtete.

Der Staat ist die Sache des Volkes – Ciceros Schrift Über den Staat – De re publica

Das Vorwort zu diesem Kapitel ist dem griechischen Philosophen Platon und dessen Politeia gewidmet. Platon entwickelte bereits im 5. Jahrhundert v. Chr. ein Staatsmodell, das Gerechtigkeit garantieren soll, indem jeder einzelnen Person ihre Rolle im und für das Gemeinwesen entsprechend ihrer Begabung, Fähigkeit und Leistung zukommt. Für Cicero sei so ein Idealstaat in der römischen Republik verwirklicht worden, in der Freiheit des Volkes, Autorität des Senats und die Macht der Konsuln in einem ausgewogenen Verhältnis die Stabilität des Staates und damit auch seine Dauer gewährleistet hätten.

Damit kommt R. zu Ciceros Schrift über den Staat, die er zunächst – wieder im Hinblick auf eine Laienleserschaft angelegt, aber mit Vorkenntnissen genauso gewinnbringend zu lesen – in ihrer Entstehung, ihrem Aufbau und in ihrem Überlieferungszustand quasi literaturgeschichtlich darstellt. Es folgt die Auseinandersetzung mit der Definition von „Staat“, die in der Schrift dialogisch entwickelt und gefunden wird, und zwar als „Sache des Volkes“ und als „Eigentum des Volkes“, wobei es um „eine auf Partnerschaft gegründete Vereinigung“ mit „gleichen Rechts-

vorstellungen und Interessen“ gehe. Auch die Ausgestaltung der Rechtsgrundsätze liege vor diesem Hintergrund in den Händen der Bürger, die sich an Grundsätzen orientieren, die von der Natur gegeben werden. Von der Natur her seien Menschen Gemeinschaftswesen, die sich in diesem Staat zum eigenen wie zum Nutzen aller verwirklichen können. Wenn aber der eigene Nutzen über das Gemeinwohl gestellt werde, verlöre der Staat seine wichtigste Voraussetzung. Da Menschen von Natur aus – wie schon bei Aristoteles – auf Gemeinschaft angelegt seien, brauche es keinen theoretischen Ursprung – wie bei Protagoras von Abdera etwa – in dem die Menschen erst durch ihre Schwäche zur Bildung eines Gemeinwesens veranlasst werden.

Während anfänglich der Kreis der zu dem Staat gehörigen auf römische Bürger eingeschränkt gewesen sei, sei er im Laufe der Kaiserzeit bis zur *Constitutio Antoniniana* im Jahr 212 auf alle freien Bewohner des römischen Reichs ausgedehnt worden. Damit ist der gedankliche Übergang in Richtung späterer Antike und bis zur Neuzeit gegeben. R. liefert uns an Hand ausgewählter Beispiele von Augustin bis Max Weber einen sehr interessanten Überblick über staatstheoretische Ansätze, die sich in der jeweiligen Zeit und in Auseinandersetzung mit den Ursprüngen entwickelt haben. Es zeigt sich, dass „der Staat“ sich von einer Einrichtung von und für Menschen, einem Organismus, immer mehr zu einer Organisation entwickelt hat, die durch Gesetze konstituiert wird.

Nachdem also die Definition des Staates in ihrer geschichtlichen Entwicklung beleuchtet worden ist, geht es in der zweiten Hälfte des ersten Hauptteiles um die Verfassungstypen, zunächst natürlich bei Cicero, der seinerseits auf Platon und Aristoteles zurückgreife. Die römische Verfassungsform der Republik, als eine

Mischform aus den seit alters her bekannten Verfassungstypen der Monarchie, der Aristokratie sowie der Demokratie, sei für ihn maßgeblich, selbst wenn Cicero natürlich das Ende der Republik kommen gesehen habe und diese Entwicklung als Niedergang erlebte und beschrieb.

Die Mischverfassung als Ideal hat auch Polybios beschrieben, den R. als antiken Autoren zu Wort kommen und erklären lässt. Es zeige sich, dass Polybios' Idealbild der antiken Realität jedoch nicht entsprochen haben dürfte, modernen Vorstellungen von Teilhabe an einer Demokratie – z. B. von Frauen – schon gar nicht.

Aber auf der Seite der Regierenden müsse natürlich ebenso gefragt werden, inwieweit sie einem Ideal entsprachen. Die Zerrüttung habe schon Cicero beobachtet, und R. schlägt wieder den Bogen von der Antike in die Neuzeit. Dieses Mal geht es um den Vergleich mit unserer freiheitlich demokratischen Grundordnung. Wieviel Einfluss hat bei uns das Volk auf die Regierung? Ist unsere Verfassung sicher vor Bedrohungen?

Cicero nehme an, dass in Krisenzeiten ein *moderator*, ein Lenker, helfend eingreifen könne, dem es wieder um das glückliche Leben der Bürger zu tun sei. Augustus, der im Übrigen Cicero trotz Allem durchaus geschätzt habe, habe sich später selbst zu einem solchen Staatslenker erhoben, den Staat dann jedoch in eine völlig andere Richtung geführt.

Die Natur als Quelle des Rechts – Ciceros Schrift *Vom pflichtgemäßen Handeln – De officiis*

Der Frage nach dem Naturrecht wendet sich R. im zweiten Hauptteil seines Buches zu. Seinen Ausführungen schickt er ein Vorwort voran, in dem er einen kurzen Einblick in die Entwicklung gibt und zeigt, welche vielfältigen religiösen und philosophischen Implikationen bis heute mit

dem „Naturrecht“ verbunden seien. Immerhin bezeichne sogar die UN-Charta das Recht der Staaten auf Selbstverteidigung als „naturgegeben“.

Den Quellen des Rechts und den Grundlagen des Naturbegriffs spürt R. im ersten der insgesamt fünf Abschnitte dieses Buchteils nach. Auch hier greift er zunächst auf die griechische Antike zurück und zeigt die Bedeutung der ungeschriebenen Gesetze, deren Ursprung den Göttern zugeschrieben worden sei. Ebenso sei die Gabe, Recht und Unrecht zu unterscheiden, den Menschen von den Göttern gegeben worden. Aristoteles habe dann das göttliche Recht in der Natur verankert und dabei zwischen Naturrecht und positivem Recht unterschieden.

Die folgenden Abschnitte konzentrieren sich nun wieder auf Rom und damit auf Cicero, der die so entwickelte Lehre vom Naturrecht in stoischer Lesart übernommen und der europäischen Philosophie weitervermittelt habe. Wichtig sei hierbei die Stellung des mit Vernunft begabten Menschen. Auch der Begriff der Würde leite sich letztlich aus der dem Menschen gegebenen Vernunft ab. Durch die Ausstattung der Menschen mit Vernunft müssten alle Menschen über dieselben Rechtsvorstellungen verfügen. Heute versuche man nun rechtliche Normen durch eine überpositive Grundlegung zu sichern.

Die Gerechtigkeit ist als zentraler Grundwert Thema des folgenden Abschnittes. R. zeigt wieder exemplarisch an Hand verschiedener Quellen eine europäische Entwicklungslinie von der Antike, besonders natürlich von Cicero aus bis in die Neuzeit auf, und zwar zu den Fragen nach einer Eigentumsgarantie, Verantwortung und Verlässlichkeit.

Dass es trotz aller menschlichen Gemeinsamkeiten auch Grenzen der Solidarität gebe und schon bei Cicero gegeben habe, dass ebenso Ideal und Wirklichkeit u. U. schon in der Antike

auseinanderklafften und es bis heute Einwände gegen Grundwerte als Handlungsnorm gebe, zeigt R. am Ende dieses Abschnittes. Trotz allem aber blieben zeitlose Impulse, die noch heute zumindest eine handlungsleitende Kraft sein könnten. Mit einem Blick gleichsam aus Platons Höhle heraus beendet R. diesen zweiten Hauptteil. Von Cicero gehe der Appell aus, in dem Bemühen, dem Ideal so nahe wie möglich zu kommen, nicht nachzulassen.

Krise und Untergang der Republik – Texte von Cicero und Augustin bis zu Max Weber

Der letzte der drei Hauptteile zeichnet nun an Hand von Quellentexten den im Titel genannten Abschnitt der römischen Geschichte in einem großen Bogen nach. R. geht von der Fragestellung aus, wie Zeitgenossen, Cicero und Sallust, die Krise gesehen und wie Augustus sie dann überwunden habe. Welche Werte haben sie geleitet?

Ciceros Leben und Wirken steht geradezu exemplarisch für die Krise des römischen Reiches, mit ihm lässt R. diesen Teil des Buches beginnen. Mit Bezug auf Ennius habe er sich auf die Sitten der Vorfahren, römischer Männer, bezogen. Aus den Stichpunkten *mores* und *vir* ergibt sich die Gliederung des Abschnittes. Da Cicero die fehlende Moral als Ursache der Staatskrise benannt habe, beginnt R. mit der Vorstellung der Werte (*mores*). Neben den sogenannten Kardinaltugenden, die schon aus der griechischen Antike bekannt gewesen seien, habe es noch *fides* und *pietas* sowie *religio* als typisch römische Werte gegeben. Gerade bei diesen Tugenden zeige sich das römische Denken, das sich nicht an philosophischen Ethiken, sondern an vorbildlichem Verhalten orientiert habe. Dieses Verhalten hätten selbstredend am ehesten die Vorfahren gezeigt, Cicero habe zur Nachahmung der Vorbilder aufgefordert. R. zeigt in

diesem Zusammenhang auf, wie problematisch es heute in einem durch Gesetze organisierten Staat wäre, auf moralische Aufforderungen zu setzen, dass aber auch bei uns ein Minimum an Moralität z. B. bei der Achtung der Menschenwürde vorausgesetzt werde.

Im folgenden Abschnitt bekommen die Leser*innen dann einen Bilderbogen von römischen „Vorfahren“ präsentiert, zu denen neben den *viri* selbstverständlich auch Frauen gehörten, etwa Lucretia, Cloelia, Verginia. Die Vorbildfunktion dieser Personen spiegelt sich dann u. a. in ihrer Rezeptionsgeschichte, von der R. eindrucksvolle Beispiele aufzeigt, zu denen insbesondere die Buch-Illustrationen zu zählen sind. Die Sitten und Bräuche der Vorfahren erforderten natürlich entsprechende Rituale, Orte für die Erinnerungskultur sowie entsprechende Anlässe. Zu diesen Stichpunkten liefert R. wieder vielfältiges Material und zieht dabei die Linien ganz konsequent immer wieder bis in die Neuzeit aus.

Allerdings sei das System, sei der Senat durch die Fixierung auf die überkommenen Werte immer schwerfälliger und letztlich handlungsunfähig gewesen. Cicero habe in seinen Schriften, etwa in *De officiis*, die alten Werte hochzuhalten und die *libera res publica* damit zu retten gesucht, doch habe der Staat, habe die Bürgerschaft sich nicht mehr hinreichend gegen die Egoisten Einzelner zur Wehr setzen können. Damit kommt R. zu Sallust, der in seiner *Coniuratio Catilinae* ebenfalls beschrieben habe, dass es sich nurmehr um einen großen und verdorbenen Staat gehandelt habe, in dem Catilina seine Anhänger gefunden habe. Vor allem der Reichtum weniger, dem die ungeheure Armut der Masse gegenübergestanden habe, sei für den Sittenverfall verantwortlich gewesen. Die schiere Größe des Reiches habe keinen Gemeinsinn mehr entstehen lassen.

Im Gegensatz zu Cicero habe er, Sallust, nicht mehr an eine Umkehr der Entwicklung geglaubt. Die Expansion habe ihren Lauf genommen, die Kritik am rücksichtslosen Machtstreben finde sich u. a. bei Lucan wieder, aus dessen Werk R. zitiert.

Am Ende dieses Abschnittes folgen Reflexionen über Ehre und Streit als menschliche Grundverfasstheiten, die immer wieder Kriege auslösen, an deren Ende alles schlechter werde als zuvor – oder aber besser, wenn man den nachfolgenden Zustand aus Sallusts Perspektive betrachte. Quasi als Gegengewicht zu dieser Beurteilung von Streit, Ehrgeiz und Egoismus stellt R. Adam Smith mit seiner Vorstellung einer „friedlichen Konkurrenz der Bürger“ vor und lädt damit erneut ein, aus anderen zeitlichen, kulturellen und weltanschaulichen Perspektiven auf die Geschichte zu schauen.

Mit Blick auf das *Monumentum Ancyranum* wendet sich R. nun Augustus und dem Prinzipat zu, um die Überwindung der Krise zu beleuchten. Augustus habe mit seiner Politik vor allem zwei Lehren aus dem Scheitern Caesars gezogen, nämlich dass die Vorstellung vom „Geist“ der Republik im Volk noch immer lebendig gewesen sei, und dass er es daher streng habe vermeiden müssen, diktatorisch oder mit einem Anspruch auf Alleinherrschaft aufzutreten. So habe er – zumindest nach außen hin – die Werte der *religio*, *pietas*, *fides* usw. selber verkörpert. Das von ihm ins Werk gesetzte Augustusforum sollte einen Raum der Erinnerung schaffen und später zum Schauplatz politischer Entscheidungen werden. Auch die Amtsbezeichnung *princeps* habe der Aufgabe gedient, ihm ein entsprechendes Image zu verleihen. Insgesamt aber sei seine Form der Amtsführung eventuell – mit Sueton – als ein Rollenverhalten in einem Possenspiel zu beurteilen. Beinahe als Anleitung für solch ein Kalkül

liest sich der Textauszug aus dem ersten Buch der *Discorsi* des Macchiavelli, den R. an dieser Stelle präsentiert. Da Augustus es verstanden habe, den Staat unter Wahrung des Anscheins von Bewahrung umzubauen und es nachfolgend eine „Friedenszeit“ gegeben habe, habe es natürlich auch Bewunderer gegeben. R. zitiert exemplarisch Velleius Paterculus, der Augustus' Herrschaft hymnisch preist. Doch selbstverständlich habe es hier ebenso gegenläufige Wahrnehmungen gegeben. Tacitus etwa stehe als Beispiel für eine schonungslose Kritik, selbst wenn zu seiner Lebenszeit bereits eine „Rückkehr“ zur Republik längst undenkbar gewesen sei.

Zum Ausklang des Buches lässt R. Hobbes zu Wort kommen. Es seien die Menschen, die ihrem „Oberherrn“ ihre Rechte übertragen und ihm damit die Macht auf Zeit überließen. Rückblickend auf die römische Geschichte und auf andere Entwicklungen ähnlicher Art, müsse man – nach R. – immer wieder feststellen, dass es letztlich genau diese Menschen selber seien, die auf Grund vermeintlicher Vorteile ihre Rechte nach und nach Politikern überließen, die letztlich doch nur im eigenen Interesse handelten und damit den Staat zerstörten. Andererseits müsse der Staat immer wieder neuen Herausforderungen angepasst werden, um nicht durch überkommene Strukturen und Werte handlungsunfähig zu werden. Diese Gedanken erinnern an das zu Beginn vorgestellte Staatskonzept des Cicero und bilden insofern eine Klammer um die Darstellung. Der Schluss zeigt ebenso, wie die vielen anderen – teils überraschenden – „Ausblicke“, die der Autor im Verlauf des Buches gibt, wie sehr R. daran interessiert ist, den historischen Stoff zur Grundlage einer Auseinandersetzung zu machen, die letztlich immer zu uns selber und zu unserem Leben und dessen Gestaltung führt. Wie bereits am Anfang ausgeführt bietet sich das

Buch als Fundgrube zur Unterrichtsvorbereitung an, es kann aber mindestens ebenso ausdrücklich zur eigenen Auseinandersetzung und zur Freude an zeitlosen Fragestellungen der Geschichte und der Philosophie zur Lektüre empfohlen werden.

KATHARINA WAACK-ERDMANN

Zierer, Klaus (2022): Der Sokratische Eid. Eine zeitgenössische Interpretation, Münster, New York, Waxmann 86 S., EUR 19,90 (ISBN: 978-3-8309-4597-0).

Klaus Zierer (Z.) legt mit seiner Neuerscheinung einen wichtigen Beitrag zur aktuellen bildungspolitischen Debatte vor. Inhalt des schmalen Buches ist die Reformulierung des Sokratischen Eides von Hartmut von Hentig aus dem Jahre 1991, ihre ausführliche Begründung und Erläuterung. In der Neufassung von Z. enthält der Sokratische Eid in sechs Rubriken insgesamt 37 an Lehrkräfte gerichtete Selbstverpflichtungserklärungen, die von einer die Einzelaspekte übergreifenden, allgemeinen Selbstverpflichtung und einer abschließenden Bekräftigungsformel gerahmt werden. Die Erklärungen erfolgen gegenüber den Kindern, den Eltern, den Kolleginnen und Kollegen, der Gesellschaft und als Verpflichtung gegenüber sich selbst.

Erwartungsgemäß richtet sich der „Sokratische Eid“ vorrangig an Lehrpersonen (7), weitet den Blick dann aber auch (mit einer etwas unscharfen Begriffsverbindung) als Einladung auf eine „bildungsinteressierte Öffentlichkeit“ (16), schließlich werden „auch alle anderen Akteure im Bildungssystem“ (75) adressiert. Dabei fordert Z. ausdrücklich zur Auseinandersetzung mit seinen Vorschlägen und Positionen und zu an der Sache orientierter, konstruktiver Kritik auf.

Auf eine theoretische Basis gestellt wie auch an Ergebnisse der empirischen Bildungsforschung

zurückgebunden, bieten – der Formulierung des Eides folgend – acht jeweils überschaubare Kapitel Begründungen für die aus Sicht Z.s notwendig gewordene Erneuerung sowie nähere Erläuterungen.

Gewiss ließe sich zu allen einzelnen 39 Postulaten des Eides Stellung beziehen, dies in z. T. zustimmender als auch auf fragliche Aspekte verweisender Form. Dazu bietet eine Besprechung weder den Raum noch würde das dem Grundanliegen gerecht werden, dessen Mitte ohne Zweifel das einzelne Kind bzw. dessen Wohl ist (wobei mit Kind „diejenigen Menschen [gemeint sind], deren Bildung von anderen Menschen durch Erziehung und Unterricht unterstützt und begleitet“ werden [59]). Darauf soll sich das ganze „Fühlen, Denken und Handeln“ (5) jeder Lehrkraft ausrichten. Aufgefächert und konkret gehören dazu, die Kinder entsprechend ihrer Möglichkeiten zu fördern, sie nicht zurückzulassen, Scheitern und Fehler als Chance zu sehen, Über- und Unterforderung zu vermeiden, zu motivieren, den Dialog zu suchen, die Unterrichtsfächer als Mittel im Bildungsprozess zu verstehen, die Persönlichkeit der Kinder in allen Dimensionen in den Blick zu nehmen, Vertrauen aufzubauen, ein von Wertschätzung und Angstfreiheit geprägtes Lernklima zu bieten, das Einsehen für die Unversehrtheit der anvertrauten Kinder in körperlicher, seelischer und geistiger Hinsicht (5-6). Die weiteren Forderungen des Kataloges haben einen anderen Adressatenkreis (s. o.), leiten sich indes alle von diesem Ausgangspunkt her, dem Wohl, der Würde des Kindes, woraus notwendig deren achtsame und wertschätzende Beachtung und der sich daraus ergebenden Konsequenzen auch gegenüber Eltern, Kolleginnen und Kollegen sowie der Öffentlichkeit resultiert. Insbesondere die Selbstverpflichtungen gegenüber den Kindern

könnte man für eine Selbstverständlichkeit halten und dass sie eigens und so nachdrücklich betont werden, mag überraschen. Um dies einordnen zu können, ist ein Blick auf die Begründungen und Erläuterungen nötig.

Z. sieht die Menschheit vor globale oder – mit Klafki – vor epochaltypische Herausforderungen gestellt (50), zu denen er aktuell die Klimakrise, das Nord-Süd-Gefälle, den Krieg in der Ukraine und die Corona-Pandemie mit ihren Implikationen hinsichtlich der Interdependenzen von Bildung und Wirtschaftskraft sowie Demokratie zählt. Hinzu kämen die Digitalisierung der Gesellschaft mit der ihr inhärenten Entgrenzung von Raum und Zeit und den durch sie verursachten gesundheitlichen Risiken bzw. Krankheitsbildern, nicht zuletzt seien die Ergebnisse der empirischen Bildungsforschung zu beachten. Verlangt sei „eine Besinnung auf das pädagogische Leitmotiv des Humanismus.“ (54). Diesem engagierten Eintreten für eine humane Bildung (55) liegt ein in der Tat beeindruckendes Verständnis der Aufgabe der Schule und des unterrichtlichen Handelns zu Grunde, dessen Erfolg und Wirksamkeit primär in der personalen Dimension verankert wird, im vertrauensvollen Zusammenwirken aller am Bildungsprozess Beteiligten. Es verdient, eine angemessene Würdigung zu erfahren. Vorab einige Anmerkungen zu Einzelheiten.

Im dritten Kapitel „Was zeichnet eine gute Lehrerprofessionalität aus?“ (23-36) kann die Berufung auf Simon Sinek, der doch eher dem Ratgeberumfeld zuzuordnen ist, und sein Modell des *Golden Circle*, demzufolge erfolgreiches Handeln weniger auf der Frage nach dem *Was* als auf der nach dem *Wie*, insbesondere indes auf dem *Warum* basiere, nicht recht überzeugen, wie das als Beleg angeführte Beispiel des Applekonzerns zeigt. Dessen Erfolg beruhe nicht auf den tech-

nischen Produkten, auch nicht auf dem (sogar mehr als fragwürdigen) *Wie* ihrer Herstellung, sondern darauf, dass Apple „eine Lebensphilosophie, eine Lebenseinstellung, eine Leidenschaft“ (25) verkaufe. Das aber ist zweifellos lediglich Teil der Strategie, also des *Wie*. Die Antwort auf die Frage, warum Apple das tut, was es tut, lautet hingegen, dass das Unternehmen sich in einem umkämpften Markt behaupten und deshalb entsprechend hohe Umsätze und Gewinne erzielen muss. Erfolgreiches schulisches Agieren beruht auf anderen Parametern als Unternehmenskennzahlen. Im selben Kapitel wird der in der erziehungswissenschaftlichen Diskussion sich angeblich hartnäckig haltende Mythos reaktiviert, „dass eine erfolgreiche Lehrperson die ist, die besonders viel Fachwissen besitzt.“ (29) Die Lehrkraft, die sich hinter dem Stoff und ihrem Wissen versteckt und in deren Vermittlung den einzigen, zumindest vorrangigen Auftrag von Schule und Unterricht sieht, war ein Zerrbild und kein Spiegel der Realität, das schon bespöttelt wurde, als der Autor in den 90er Jahren seine Ausbildung im Schuldienst begann (und es wurde und wird der Leistung damaliger wie heutiger Lehrkräfte nicht gerecht). Bezugnahmen auf Autoritäten sollten am Original und nicht ausschließlich oder überwiegend durch sekundäre Bezeugung erfolgen (vgl. zur „hexis“ bei Aristoteles (38) und zu Platons „Sophistes“ [44]). So richtig es ist, auf die aus der Digitalisierung resultierenden Gefahren der Entgrenzung von Raum und Zeit hinzuweisen, so wenig zutreffend ist es, dass die immense Steigerung der Rechenleistung mit Hilfe von Computern dem Menschen seine Freiheit nimmt. (54)

Doch das sind eher marginale Aspekte, die die Bedeutung der Reflexionen auf Grundbedingungen erfolgreichen schulischen Handelns, wie sie im Buch vorgetragen werden, nicht schmälern.

Gegenwärtig ist die bildungspolitische Diskussion in nicht unerheblichem Maße von Überlegungen geleitet, der Erfolg von Schule und Unterricht lasse sich gleichsam erzwingen. Daraus erklärt sich die beständige Orientierung an Konzepten, Strategien, Methoden, Modellen, den Kategorien der Technisierung der Unterrichtsprozesse und der Messbarkeit der Ergebnisse, die Schülerinnen und Schüler von Subjekten ihres Lernens zu Objekten von Steuerung und Lenkbarkeit modellieren. In Anbetracht dessen ist es Z. nicht hoch genug anzurechnen, dass er mit seiner Neuformulierung des Sokratischen Eides dezidiert zu einer Besinnung auf den Kern pädagogischen Handelns aufruft, dass nämlich im Zentrum das Wohl des Kindes in all seinen Dimensionen steht, dass Bildung und Bildungsprozesse die Persönlichkeit als ganze zum Ziel haben und Unterricht demzufolge basal ein auf der Interaktion von Personen beruhendes, soziales und situatives Geschehen ist. Man spürt in jedem Kapitel, am Duktus sein Engagement für die Sache und sein Interesse an den Kindern – kurz: Der Sokratische Eid ist ihm Herzensangelegenheit.

Gerade deshalb greife ich den Wunsch nach konstruktiv-kritischer Auseinandersetzung gerne auf. In der Rezeption des Buches wird auf den zu weit getriebenen, überzogenen Anspruch der Selbstverpflichtungen hingewiesen, der ihre Erfüllung unmöglich mache, anders gesprochen: das Scheitern von vornherein impliziere. Dies hat seinen Grund in der z. T. apodiktischen Diktion (5-7): die so oft wiederholt ausgesprochene Verpflichtungsformel mit nochmaliger abschließender Bekräftigung (als seien die abgegebenen Versicherungen nicht Garantie genug), Absolutheit konnotierende Wendungen und Begriffe wie „immer und immer wieder“, „egal, welche Gründe“, „tagtäglich“, „nicht nur regelmäßig“, „stets“, „jederzeit“, die Einseitigkeit

der Verpflichtungen. Selbst die Beteuerungen der Lehrperson sich selbst gegenüber kennen ebenso das Wohl der eigenen Person und Selbstfürsorge wie ein Bewusstsein der eigenen Grenzen.

Dem sucht Z. mit mehreren Argumenten zu begegnen (v. a. 74-75). Zu begrüßen ist, dass der Eid eine klare Trennung von Beruf und Privatleben vornimmt. Schon das allerdings ist schwierig in einem Beruf, in dem die Arbeitszeiten (vom festgelegten Stundendeputat abgesehen) kaum geregelt sind und durch die Digitalisierung zunehmend entgrenzt werden. Zudem sei er nichts Absolutes, sondern intendiere Orientierung, gedacht als Einladung; er biete eine Vision in der Form eines Maximalstandards; er sei nicht die Voraussetzung für den Berufseintritt, sondern Folge davon; er bleibe ohne juristische Folgen; er beziehe seine Legitimation einzig aus sich und könne nicht in Abhängigkeit anderer gedacht werden.

Mir scheinen diese Entgegnungen nicht recht zu greifen, weil sie eine grundsätzliche Problematik gerade öffentlich bekundeter Formen von Selbstverpflichtungen verkennen. Ein Zurückbleiben hinter dem Ideal, der Vision, dem hohen Anspruch bedeutet dann nicht mehr nur, einem Aspekt nicht gerecht geworden zu sein, es impliziert die ganze Person und das dürfte kaum jemand leisten können. Ein Beispiel als Beleg: Z. betont im Sinne seines Postulats einer humanen Bildung zu Recht die Bedeutung einer positiven Fehlerkultur (60-61) mit der Bereitschaft, Fehler nicht als Makel, vielmehr in ihrem produktiven Potenzial zu begreifen. Die Umsteuerung der Schulen auf Messbarkeit des Outputs hin mittels standardisierter Massentests, gekleidet in restriktive Testformate mit computergestützter Auswertung, die oft nur die Dichotomie „richtig – falsch“ kennen und bei denen Lernprozesse und Begründungen kaum eine Rolle spielen, verlangt

von den Lehrkräften das Gegenteil (*teaching to the test*) oder zugespitzt: Lehrkräfte müssten immer erneut gegen ihre Selbstverpflichtungen arbeiten.

Vergleichbare und nicht leicht auflösbare Spannung erzeugen die den Schulen abverlangte Kompetenzbasierung oder die an sie herangetragenen Anforderungen der Digitalisierung. Vor diesem Hintergrund lautet mein Vorschlag: Einiger Rigorismen entkleidet stellt die Reformulierung des Sokratischen Eides ein kraftvolles Dokument human verstandener Bildung dar, dessen Grundsätze hervorragend geeignet sind, sich als Lehrperson des eigenen Handelns zu vergewissern. An die Stelle des Verpflichtungscharakters könnte ohne die beständige Gefahr des Verfehlens des grundsätzlich anerkannten Ideals und deshalb positiver und motivierender ein Sichbesinnen auf die Freude im Beruf treten, an der Arbeit mit den Kindern, dem gemeinsamen Voranschreiten und Wachsen im Lernen, Erkennen und Sichbilden.

BURKARD CHWALEK

Sauer, J. (Hrsg.) (2022): Lateinische Grammatik unterrichten analog und digital in Theorie und Praxis, Acta Didacta Classica Bd. 3. Propylaeum Heidelberg, 170 S., EUR 29,80 (ISBN 978-3-96929-115-3).

Aufgrund der aktuellen Pandemie hat sich der Lateinunterricht geändert, Lehrkräfte müssen auf besondere Rahmenbedingungen Rücksicht nehmen und offen für Neuerungen sein. Jochen Sauer (S.) hat in dem zu besprechenden Band einige Beiträge versammelt, die den analogen und digitalen Lateinunterricht in den Fokus rücken und dabei Theorie und Praxis beleuchten. Im Zentrum steht ein integraler Bestandteil des Unterrichts: die Grammatik der lateinischen Sprache. In der Einleitung skizziert S. in gebo-

tener Kürze die Intentionen, die die einzelnen Autorinnen und Autoren mit ihren Aufsätzen verfolgen (9-14). Daran schließen sich die beiden Kapitel an: I. Grundfragen modernen Grammatikunterrichts (17-67), II. Grammatikunterricht in digitalen Settings (69-146). Im Anhang finden die Lesenden des Bandes Materialien zu zwei Beiträgen (147-170).

Den Auftakt bietet der Göttinger Klassische Philologe Peter Kuhlmann (K.): *Schwere Kost oder Beitrag zur Allgemeinbildung? Zeitgemäße Grammatikvermittlung im Lateinunterricht* (17-39). Es wird gezeigt, „welchen Beitrag Grammatikunterricht als Teil des Lateinunterrichts für eine sprachliche Allgemeinbildung leisten kann und wie er sich durchaus benutzerfreundlich und lernergerecht gestalten lässt“ (17). Zunächst präsentiert K. einige Praxisbeispiele für typische Defizite in Schule und Universität (17-21). Im zweiten Abschnitt seines Beitrages geht er auf die Differenzierung im Lateinunterricht ein, die heute erwartet wird. K. schlägt ein *Fundamentum* und ein *Additum* vor; das erste ist die Kenntnis des Unverzichtbaren, das zweite ist für „Experten“ gedacht (22). Die inhaltliche Füllung der beiden Bereiche macht K. von verschiedenen Faktoren abhängig; handelt es sich um einen Lateinkurs, der ab Klasse 5 beginnt und fünf Wochenstunden umfasst oder etwa ein spätbeginnender Kurs? K. sieht auch Unterschiede in den Schularten. Um nicht nur vage Vorschläge zu unterbreiten, bietet K. einige Differenzierungsmöglichkeiten mit Beispielen für ein *Additum* (22-25). So sollten die Schülerinnen und Schüler bereits in der Lehrbuchphase das Futur kennenlernen, ebenso verschiedene Ablativfunktionen (ohne Präp.), den Konjunktiv im Hauptsatz und die genaue Differenzierung der Konjugationen. K. macht seine Entscheidung von statistischen Erhebungen und von der Textsorte abhängig. Er plädiert

mit voller Berechtigung dafür, die eingesparte Zeit zu nutzen, Besonderheiten der deutschen Schrift- und Bildungssprache zu behandeln, „die für die Übersetzungen notwendig sind, aber nicht allen Lernenden hinreichend bekannt sind“ (24). Anstatt lange Stofflisten lernen zu lassen sei es effektiver und gewinnbringender, wenn die Schülerinnen und Schüler begreifen, „dass sie den grammatikalischen Lernstoff geistig bewältigen können und noch etwas Sinnvolles für ihre Deutschkenntnisse hinzulernen“ (24).

Im dritten Abschnitt erörtert K. Aspekte der zweisprachigen Grammatikarbeit (24-38). In diesem Kontext geht K. auf die Vor- und Nachteile der induktiven und deduktiven Grammatikeinführungen ein und gelangt zur Erkenntnis, dass in vielen Fällen der deduktiven Variante der Vorzug gebühren sollte. Außerdem ist für K. die zweisprachige Grammatikeinführung zielführender (25). Er liefert dazu auch Praxisbeispiele aus dem Lehrwerk *Viva* und ein Konzept, das im Göttinger Studienseminar erfolgreich erprobt wurde. Eine der Vorteile der zweisprachigen Einführung ist mit Sicherheit die Förderung der Sprachbildung. K. regt an, bei den Übungen im Bereich der Grammatik ebenfalls zweisprachige Elemente zu verwenden. Er liefert konkrete Beispiele, bei denen deutlich wird, dass nur das neu eingeführte Phänomen geübt wird und „Nebenkriegsschauplätze“ (30) vermieden werden. K. greift ein Thema auf, das lange als Tabu galt: das deutsch-lateinische Übersetzen; er bietet die Rahmenbedingungen eines solchen Vorgehens, das übrigens den Schülerinnen und Schülern gefiel. Auch hier werden wieder ganz praktische Beispiele präsentiert.

Der vierte Abschnitt gilt dem sprachsensiblen Grammatikunterricht (32-38). K. betont ausdrücklich, dass dabei nicht Kinder mit Migrationshintergrund im Fokus der Überlegungen

stehen, sondern alle Schülerinnen und Schüler, bei denen durchaus mangelnde Vertrautheit mit der deutschen Bildungs- und Schriftsprache bestehen kann (32). Zentrale Arbeitsfelder eines sprachsensiblen Grammatikunterrichts sind die Wortschatzarbeit, das Erlernen der jeweiligen Fachterminologie und weitere Bereiche wie etwa die unterschiedlichen Funktionen des Konjunktivs im Deutschen und im Lateinischen. An das knappe Fazit (38) schließen sich die Literaturangaben an (39). Insgesamt wird K. mit seinem Beitrag dem Titel des Buches gerecht, da er sowohl auf theoretische als auch auf praktische Aspekte in seinem Beitrag eingeht. Der sprachliche Duktus ist flüssig und die Aussagen klar und eindeutig formuliert.

Im nächsten Beitrag geht Denise Gwiasda (G.) auf die *Induktive und deduktive Grammatikerarbeitung* (41-57) ein. Wie bereits bei K. ersichtlich gibt auch G. der deduktiven Variante den Vorzug; sie wägt nachvollziehbar die Vor- und Nachteile beider Verfahren ab und stützt sich dabei auf empirische Untersuchungen. Die Überprüfungen haben ergeben, dass die Resultate „der schriftlichen Tests in den meisten Fällen nach einer deduktiven Einführung besser ausfallen“ (48). Abschließend bietet G. Überlegungen zu den *Konsequenzen für den Lateinunterricht* (55) an. Der Lateinunterricht benötige beide Methoden, „da sie in ihren reinen Formen unterschiedliche Ziele verfolgen“ (55). Sie gibt zugleich zu bedenken, dass „eine relativ reine Form des induktiven Vorgehens nur bei morphologischen Phänomenen vorgenommen werden“ kann (55). G. gelangt zu der Erkenntnis, dass es keine Rechtfertigung für den schlechten Ruf der deduktiven Methode gibt, da die Schülerinnen und Schüler dieses Verfahren nachweislich akzeptiert haben und sie dazu angeleitet werden, sich anwendbares Wissen anzueignen.

Im dritten Beitrag des ersten Kapitels gewährt der Herausgeber des Bandes S. einen Ausblick auf die *Mehrsprachigkeit und Interkomprehension im lateinischen Grammatikunterricht* (59-67). S. unterlegt seine Überlegungen mit praktischen Beispielen, vor allem spanischen Texten. Die Fähigkeit zur Interkomprehension kann einen wichtigen Beitrag zur Sprachlernkompetenz leisten, sowie die Lehrpläne es einfordern. Solche Übungen können im alltäglichen Unterricht angeboten werden oder als Differenzierungsaufgaben für „Experten“ (66).

Im zweiten Kapitel werden Aspekte der Digitalisierung beleuchtet. Im ersten Aufsatz stellen die beiden Autorinnen Wiebke Czaplinsky und Ann-Kathrin Giebe (C./ G.) die Frage: „Wie kann Grammatikeinführung digital gelingen?“ und präsentieren ihre Überlegungen anhand einer Einführungsstunde zum *AcI* (71-80). C./ G. geben wichtige Hinweise für die Vorbereitung und Anwendung eines Erklärvideos. So können Fehler vermieden werden. Sie geben zu bedenken, dass die Grammatikeinführung „hochgradig deduktiv“ ist. Ich möchte hier keine weiteren Details anführen, sondern empfehle die Lektüre dieses Beitrags besonders (ebenso natürlich auch die anderen Beiträge). Im *Fazit* zählen die Autorinnen noch einmal die Vorteile der Anwendung von Erklärvideos auf (79). Auch Juliane Scharfenberg (Sch.) gibt in ihrem Beitrag: *Ad fontes, Anmerkungen zur Didaktik im Fernunterricht* entscheidende Hilfen im Rahmen eines digitalisierten Unterrichts (81-96). Sie liefert ebenfalls wichtige Tipps für den ‚Fernunterricht‘, in Anlehnung an Begrifflichkeiten, die Hilbert Meyer verwendet (Homeschooling und Fernunterricht) (82-88). Sch. legt Wert auf den Hinweis, dass die Eltern oder andere Verwandte der Schülerinnen und Schüler weitgehend nicht in den Fernunterricht eingebunden sind, sondern dass

der Unterricht von den Lehrkräften organisiert wird. Sie beschreibt im Folgenden die Relevanz der technischen Möglichkeiten, weist darauf hin, dass die Zielgruppe im Fokus stehen soll, offeriert dann wichtige Aspekte des Fernunterrichts, die beachtet werden müssen. Dazu gehören die Qualitätskriterien, die Grundformen des Unterrichts, die didaktischen und methodischen Handlungsschritte sowie die Entscheidungskriterien für die Planung von Fernunterricht.

Sch. steuert einen weiteren Aufsatz bei, der die Audio-Tracks in den Vordergrund rückt. Der Titel lautet: *Latein lernen mithilfe von Audio-Tracks. Simulation von Settings aus dem Präsenzunterricht* (97-118). Sie stellt zunächst das Konzept der Audio-Tracks vor (97-98), beschreibt die einzelnen *didaktischen Handlungsschritte bei der Planung* (98-100) und erklärt, welchen Beitrag die Audio-Tracks zur Didaktik des Fernunterrichts bieten können (100-110), um schließlich auf die praktische Seite dieser Unterrichtsform zu sprechen zu kommen (110-113). Sch. verzichtet auch nicht darauf, den Lesenden des Beitrags Bemerkungen zu liefern, wie die Tracks umgesetzt werden können (113-116). Der Aufsatz gewinnt zusätzlich an Wert durch das im Anhang dargebotene Material (147-161).

Auf welche Art und Weise man *Erklärvideos für den Einsatz im (Latein-)Unterricht mithilfe eines Kriterienkatalogs erstellen und analysieren kann*, erläutert Marijana Mamić (M.) (119-132). Für die Leserinnen und Leser, die einige Begriffe möglicherweise nicht kennen, bietet sie die entsprechenden Hilfen, etwa wenn es um den ‚Split-Attention-Effekt‘, das Modalitätsprinzip, das Hinweisprinzip oder das Kontiguitäts- und Kohärenzprinzip geht. Außerdem stellt M. die Typologie von Erklärvideos vor (125-127),

ebenso den Kriterienkatalog (127-131), um im Fazit ihre Überlegungen kurz zusammenzufassen (130-131). Auch in diesem Fall gibt es im Anhang weitere Materialien zum Thema (163-170).

Am Ende des Bandes geht Jochen Sauer (S.) auf aktuelle Bedarfe der Weiterbildung ein (133-146). Am Anfang der Pandemie waren die meisten Lehrkräfte, nicht nur des Faches Latein, „übrumpelt“ bei der Durchführung von digitalem Unterricht. Hier muss natürlich Hilfe angeboten werden, und dazu sind die (wenigen) Universitäten, die fachdidaktische Abteilungen zu den sogenannten alten Sprachen haben, in der Lage, genauso selbstverständlich wie der Deutsche Altphilologenverband. S. greift wesentliche Aspekte zur individuellen Förderung im Grammatikunterricht auf (142-146) und bietet wichtige Perspektiven.

Insgesamt bietet das Buch neben fundierten theoretischen Überlegungen zahlreiche praktische Anregungen und Vorschläge, wie der heutige Lateinunterricht, insbesondere was den Grammatikunterricht angeht, unter den Vorzeichen der Pandemie anders gestaltet werden kann. Viele Aspekte wie Sprachförderung, heterogene Kurs- und Klassenverbände, deduktive versus induktive Einführung, Mehrsprachigkeit, Audio-Tracks, Lernvideos und manch andere Details werden thematisiert und praxisnah vorgestellt. Wünschenswert wäre es, wenn der Herausgeber ein ähnlich strukturiertes Buch zu anderen Bereichen des Lateinunterrichts wie etwa zum Lektüreunterricht oder zu Übersetzungsstrategien offerieren würde. Wer sich mit einem Thema wie Lernen auf Distanz befassen möchte, ist gut beraten, sich diesen Band von Jochen Sauer anzuschaffen.

DIETMAR SCHMITZ



Neu

iStockphoto | Paolo Gaetano Rocco

184 Seiten
ISBN: 978-3-12-622340-9

Grund- und Aufbaugrammatik Latein

- einsetzbar ab dem Ende des 2. Lernjahres:
alle grammatischen Phänomene aus Sekundarstufe I und II,
die für eine sichere Texterschließung benötigt werden
- deutliche Unterscheidung von Grund- und Aufbauwissen
- Auszeichnung der Satzgliedfunktionen
- alle Beispielsätze, Wendungen und Tabellen mit Übersetzungen
- Hinweise zur Wiedergabe im Deutschen zu jedem Phänomen
- regelmäßige Test-Aufgaben mit Lösungen zur Selbstevaluation

Mehr Information und Bestellung: www.klett.de

Ernst Klett Verlag,
Postfach 10 26 45, 70022 Stuttgart
www.klett.de

 Klett

Die Zeitschrift „Forum Classicum“ setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise viermal jährlich.

Herausgeber: Die Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes:

Dr. Katja I. L. Sommer, Helene-Lange-Schule Hannover, Hohe Straße 24, 30449 Hannover,

E-Mail: ksommer@NAVonline.de

Schriftleitung für das Forum Classicum: PD Dr. Jochen Schultheiß, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Institut für Klassische Philologie und Philosophie, An der Universität 5, 96045 Bamberg,

E-Mail: jochen.schultheiss@uni-bamberg.de

Redaktionsassistenten: Sarah Weichlein und Carina Pfahler (Universität Bamberg)

Die **Redaktion** des Forum Classicum gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. **Berichte und Mitteilungen, Allgemeines:** Dr. Katja I. L. Sommer (s. o.)
2. **Didaktik:**
Dr. Anne Friedrich, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Seminar für Klassische Altertumswissenschaften, 06099 Halle (Saale), E-Mail: anne.friedrich@altertum.uni-halle.de
OStD Michael Hotz, Wilhelmsgymnasium München, Thierschstr. 46, 80538 München,
E-Mail: michael.hotz@wilhelmsgymnasium.muenchen.musin.de
3. **Fachwissenschaft:**
PD. Dr. Jochen Schultheiß (s. o.)
4. **Schulpolitik:**
OStR i.K. Dr. Benedikt Simons, Bilkrather Weg 30, 40489 Düsseldorf, E-Mail: kontakt@benediktsimons.de
5. **Personalia, Varia:**
OStD Hartmut Loos, Am Roßsprung 83, 67346 Speyer
6. **Rezensionen:**
StD i. R. Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen, E-Mail: monikaunddietmar@gmx.de
7. **Zeitschriftenschau Fachwissenschaft:**
Dr. Henning Ohst, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Lessingplatz 1, 38304 Wolfenbüttel,
E-Mail: ohst@hab.de
8. **Zeitschriftenschau Fachdidaktik:**
Dr. Roland Granobs, Nordhauser Str. 20, 10589 Berlin, E-Mail: granobs@aol.com
StD i.R. Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, E-Mail: Josef.Rabl@t-online.de

C. C. Buchner Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StD Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: Dr. Benedikt Simons, Bilkrather Weg 30, 40489 Düsseldorf, E-Mail: kontakt@benediktsimons.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Spörrerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: info@boegl-druck.de

Forum Classicum im Internet

Das „Forum Classicum“ und seinen Vorgänger, das „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ mit allen veröffentlichten Beiträgen, finden Sie von Heft 1/1994 an auf der Homepage des DAV (www.altphilologenverband.de) unter dem Reiter „Veröffentlichungen“/ „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt, sowie auf dem Informations- und Serviceportal der UB Heidelberg und der BSB München (<https://www.propylaeum.de/>) unter dem Reiter „Publizieren“/„Propylaeum-eJournals“ (<https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/fc/index>). Ein Inhaltsverzeichnis sämtlicher Hefte seit 1958 wird auf der Homepage der Humboldt-Universität zu Berlin bereit gestellt (<http://www.klassphil.hu-berlin.de/fachgebiete/didaktik/indices/zeitschriften-und-reihen/forum-classicum>).

Autorinnen und Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Prof. Dr. Dr. h.c. Michael v o n A l b r e c h t, Seminar für Klassische Philologie, Universität Heidelberg,
Marstallhof 2-4, 69117 Heidelberg, *albrecht@urz.uni-heidelberg.de*

Dr. Burkard C h w a l e k, Dromersheimer Chaussee 31b, 55411 Bingen

Dr. Christopher D i e z, Rathenaustraße 12, 91052 Erlangen

Dr. Peter M. G ü n z e l, Rothweg 34b; 97268 Kirchheim, *guenzel-dienstlich@gmx.de*

Rudolf H e n n e b ö h l, Im Morgenstern 4, 33014 Bad Driburg, *info@ovid-verlag.de*

Prof. Dr. Peter K u h l m a n n, Seminar für Klassische Philologie, Humboldtallee 19, 37073 Göttingen,
Peter.Kuhlmann@phil.uni-goettingen.de

Prof. Dr. Michael L o b e, Franz-Ludwig-Str. 22, 96047 Bamberg, *michaellobe@web.de*

Prof. Dr. Friedrich M a i e r, Mitterlängstr. 13, 82178 München-Puchheim, *friedrich@maier-puchheim.de*

Klaus M ü l l e r, Sudetenweg 6, 49356 Diepholz, *mueller.sudetenweg@gmx.de*

Prof. Dr. Ulrich S c h m i t z e r, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Klassische Philologie,
Unter den Linden 6, 10099 Berlin, *ulrich.schmitzer@staff.hu-berlin.de*

Anke T o r n o w, Dipl.-Designerin Multimedia, Richard-Wagner-Str. 34, 06114 Halle, *post@anketornow.de*

Dr. Katharina W a a c k - E r d m a n n, Simmesstr. 42, 35043 Marburg, *katharina.waack@philleserv.de*

Prof. Dr. Katharina W e s s e l m a n n, Fachdidaktik der Alten Sprachen, Leibnizstraße 8, 24118 Kiel,
kwesselmann@email.uni-kiel.de

Prof. Dr. Michael W i s s e m a n n, Siegersbusch 42, 42327 Wuppertal, *mwissemde@yahoo.de*

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt.

Zuschriften und Beiträge sind zu richten an: forum-classicum.klassphillat@uni-bamberg.de

Ein **Stylesheet** zur Vereinheitlichung von Zitierweisen und Literaturangaben bei Artikeln, Rezensionen und Beiträgen aller Art finden sie auf der Website des Fachinformationsdienstes Altertumswissenschaften Propylaeum unter <https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/fc/index>.

Bitte an die Verfasser von Rezensionen

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und Anmerkungen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Auf Fußnoten ist möglichst zu verzichten. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: abgekürzter Vor- und vollständiger Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber (Erscheinungsjahr): Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Seitenzahl, Preis, (ISBN-Nummer). Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben: Vorname, Name, Titel, Funktion/Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse. Rezensionen sind an Dr. Dietmar Schmitz zu senden (siehe Impressum).

Bezugsgebühr: Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist. Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 16,50; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 5,20 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**
Dr. Stefan Faller
Seminar für Griechische und Lateinische
Philologie
Albert-Ludwigs-Universität
Platz der Universität
79085 Freiburg
stefan.faller@altphil.uni-freiburg.de
- 2. Bayern**
StD Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
Dr. Jan Bernhardt
Goethe-Gymnasium
Gasteiner Straße 23
10717 Berlin
j.bernhardt@davbb.de
- 4. Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
- 5. Hamburg**
DAV, Landesverband Hamburg
c/o A. Lohmann
Hellkamp 74
20255 Hamburg
hamburg@dav-nord.de
1. Vorsitzende Dr. Anne Uhl
- 6. Hessen**
OStRin Dr. Marion Clausen
Gymnasium Philippinum Marburg
Leopold-Lucas-Straße 18
35037 Marburg
Marion.Clausen@Gmail.com
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
mecklenburg-vorpommern@dav-nord.de
- 8. Niedersachsen**
Michaela Lantieri
Helene-Lange-Schule Hannover
- 9. Nordrhein-Westfalen**
Hohe Straße 24
30449 Hannover
mlantieri@NAVonline.de
Dr. Susanne Aretz
Zu den Kämpfen 12 d
44791 Bochum
Tel. (0170) 28 08 326
aretz@neues-gymnasium-bochum.de
- 10. Rheinland-Pfalz**
OStR Hans-Joachim Pütz
IGS Rockenhausen
Mühlackerweg 25
67806 Rockenhausen
hans-joachim_puetz@freenet.de
- 11. Saarland**
OStR Rudolf Weis
Richard-Wagner-Str. 7
66386 St. Ingbert
Tel.: (0 68 94) 37637
abkmrw06897@arcor.de
- 12. Sachsen**
Günter Kiefer
Flurweg 1A
02977 Hoyerswerda
gw.kiefer@web.de
- 13. Sachsen-Anhalt**
Dr. Anne Friedrich
Inst. für Altertumswissenschaften (MLU)
Universitätsplatz 12
06108 Halle/ Saale
Tel.: (03 45) 55 24 010
anne.friedrich@altertum.uni-halle.de
- 14. Schleswig-Holstein**
StD Ulf Jesper
IQSH
Schreberweg 5,
24119 Kronshagen
ulf.jesper@iqsh.de
- 15. Thüringen**
PD Dr. Roderich Kirchner
Friedrich-Schiller-Universität Jena
Institut für Altertumswissenschaften
Fürstengraben 25
07743 Jena
Roderich.Kirchner@uni-jena.de

(Stand: April 2023)



Creativ Collection Verlag GmbH

AD ASTRA – Innovationen für den Unterricht

Nachwuchswettbewerb für Latein und Griechisch

Der Deutsche Altphilologenverband (DAV) und der Ernst Klett Verlag schreiben für das Jahr 2023/24 zum dritten Mal den Nachwuchswettbewerb für Latein und Griechisch aus. Dieser Wettbewerb AD ASTRA richtet sich an junge Lehrkräfte im Referendariat sowie in den ersten fünf Berufsjahren. Eingereicht werden kann eine eigene und in der Praxis selbst erprobte Idee, die ein innovatives

Element enthält: eine kluge, clevere und vielleicht auch mutige methodische oder didaktische Neuerung. Diese Idee sollte das Lernen der Schülerinnen und Schüler in den Mittelpunkt stellen, die Freude am Fach wecken und auf andere Lerngruppen übertragbar sein. Die Idee muss schlüssig, überzeugend und nachvollziehbar dargestellt werden.

Bitte reichen Sie zur Teilnahme am Wettbewerb folgende Unterlagen ein:

- Deckblatt (Name und Anschrift der Schule /Thema / Jahrgangsstufe(n) / Postanschrift, Telefonnummer und E-Mail-Adresse der Bewerberin / des Bewerbers),
- Darstellung der Idee und ihrer Umsetzung unter Benennung des innovativen Elements, max. 3 Seiten DIN A4 (PDF),
- Unterrichtsmaterialien (PDF, PPT, MPEG, MP3, MP4 etc.) als Anhang unter Angabe der verwendeten Quellen und Literatur, insgesamt max. 15 MB,
- Bestätigung des Bewerbers / der Bewerberin, dass es sich um eine eigene und selbst erprobte Idee handelt,
- Kurzvita (im Schuldienst seit ...).

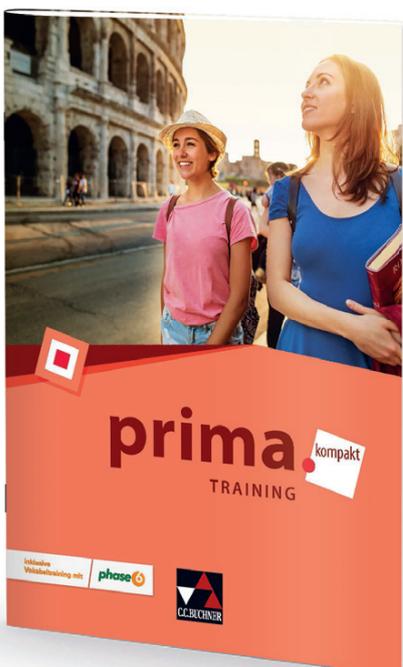
Teilnahmebedingungen:

Referendarinnen und Referendare können prüfungsrelevante Lerneinheiten aus ihren schriftlichen Arbeiten und Lehrproben vor dem Abschluss der Ausbildung weder in Teilen noch als Ganzes einreichen. Eine Jury aus Fachleuten des DAV und des Ernst Klett Verlages trifft eine Auswahl aus den Einsendungen und befindet über die Zuerkennung der Preise. Das Preisgeld wird vom Ernst Klett Verlag gestiftet. Für Platz eins werden 750 €, für Platz zwei 500 € und für Platz drei 250 € ausgelobt. Die Verleihung der Preise findet im Rahmen des DAV-Kongresses in Wuppertal im Frühjahr 2024 statt. Im Falle der Platzierung werden die Teilnehmerinnen und Teilnehmer zum Kongress eingeladen, um ihre Idee vorzustellen. Ferner wird die Veröffentlichung der prämierten Ideen angestrebt.

Der Beitrag ist einzureichen per E-Mail an: adastra@altphilologenverband.de

Einsendeschluss ist der 31.10.2023. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

prima kompakt



Anhand einer speziellen zielführenden Aufbereitung können Schülerinnen und Schüler mithilfe dieses Trainingshefts u.a. die Lektionstexte aus dem Schülerband selbstständig erschließen. Zur zuverlässigen Wiederholung und Sicherung des Wortschatzes von prima.kompakt enthält das Trainingsheft zudem einen **kostenlosen Freischaltcode für eine Vollversion der beliebten Vokabel-App phase6.**

Training

inklusive Vokabeltraining mit phase6

ISBN 978-3-661-41502-4,

88 + 24 Seiten,

€ 16,80



C.C.Buchner Verlag GmbH & Co. KG

service@ccbuchner.de

www.facebook.com/ccbuchner

www.instagram.com/ccbuchner